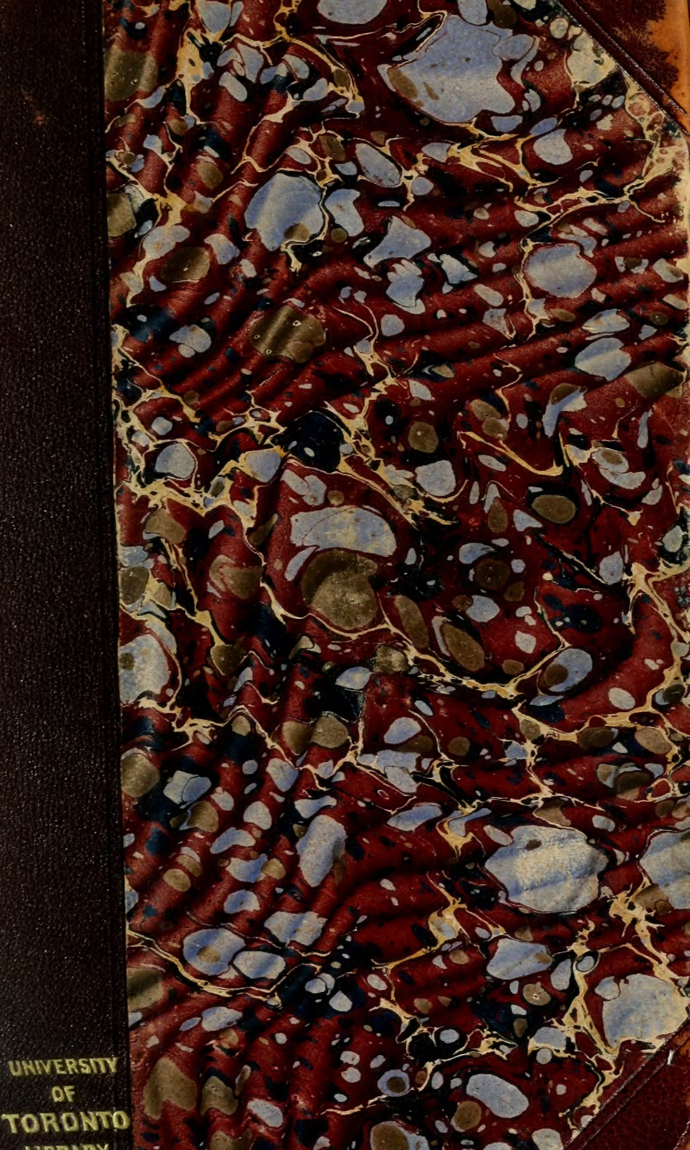
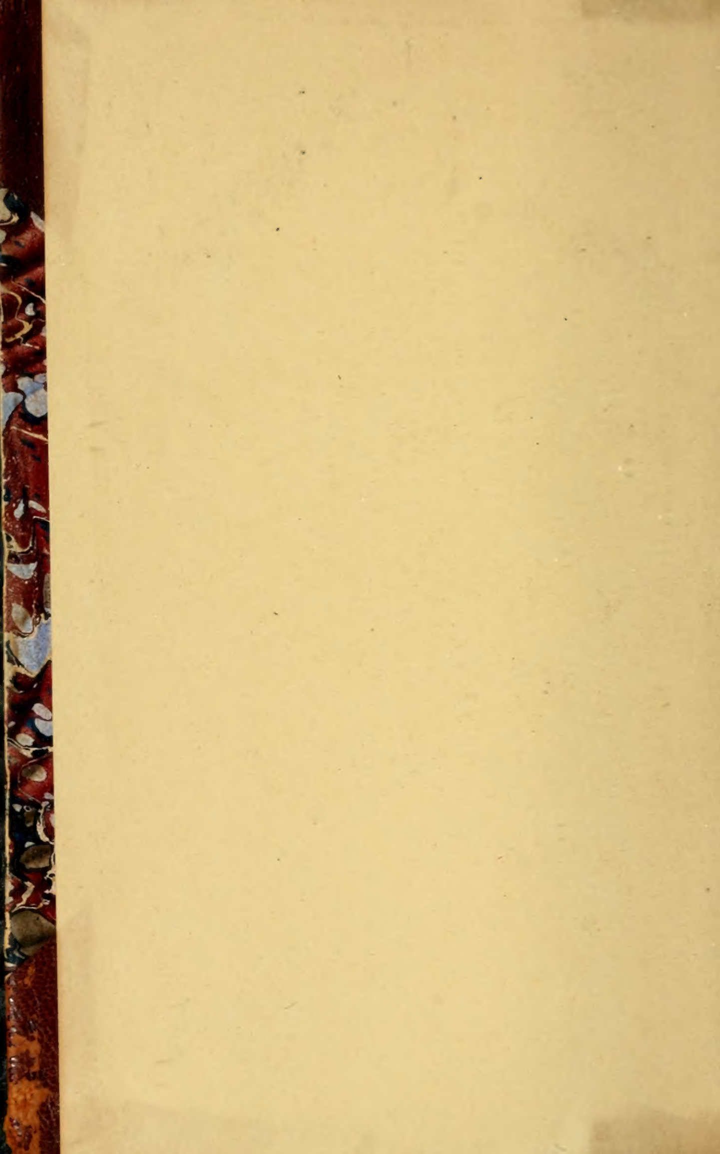
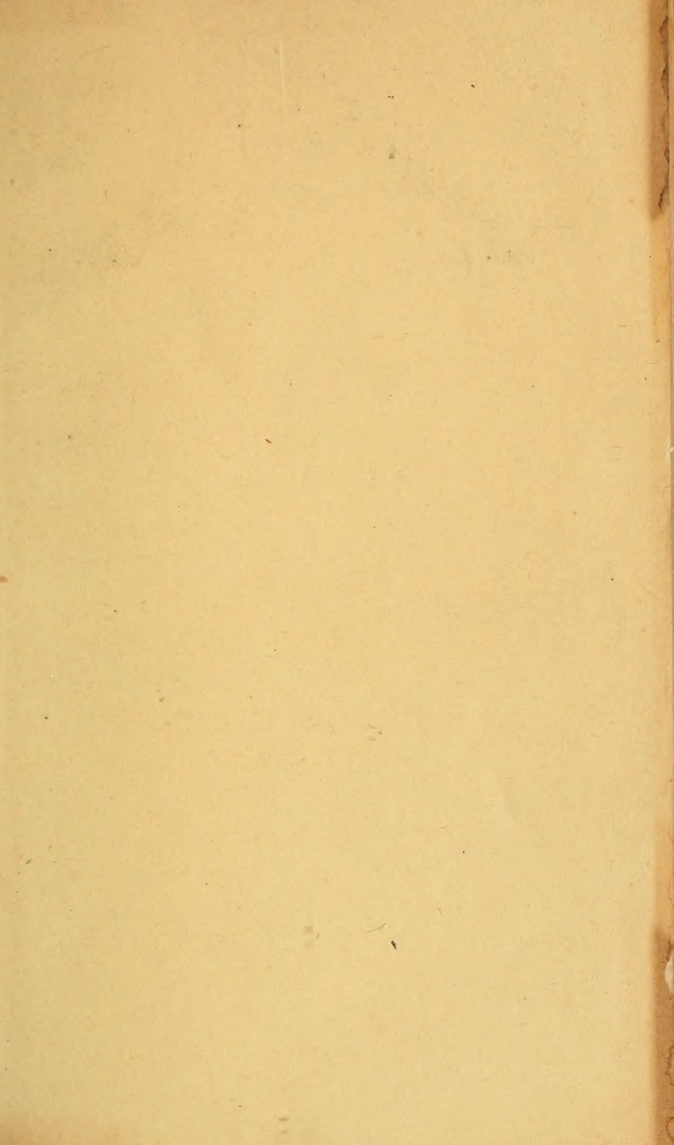
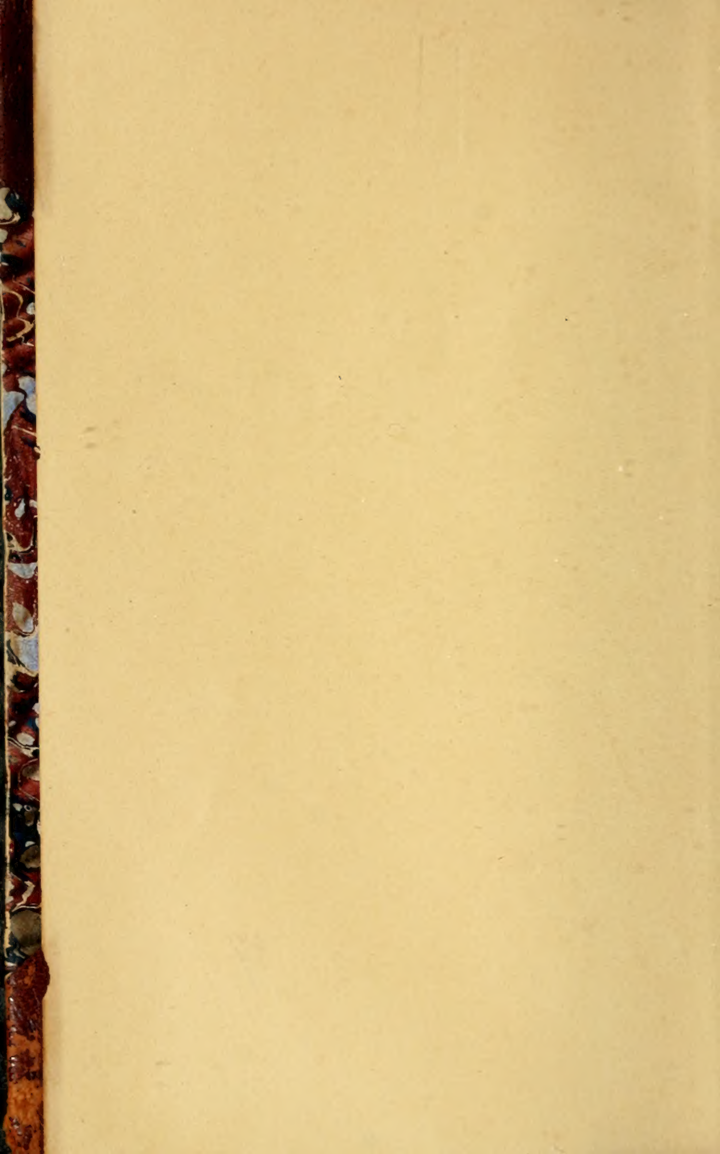
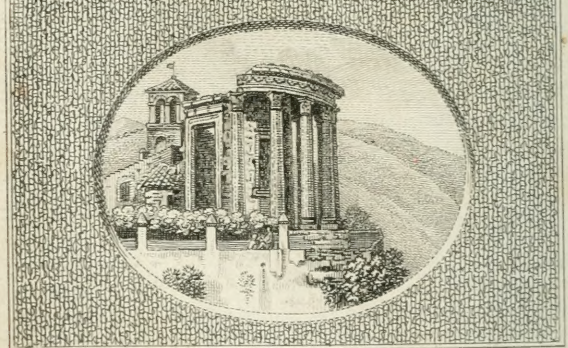

UNIVERSITY
OF
TORONTO











D. Berger sc. 1791.

Reisen eines Deutschen in Italien

in den Jahren 1786 bis 1788.

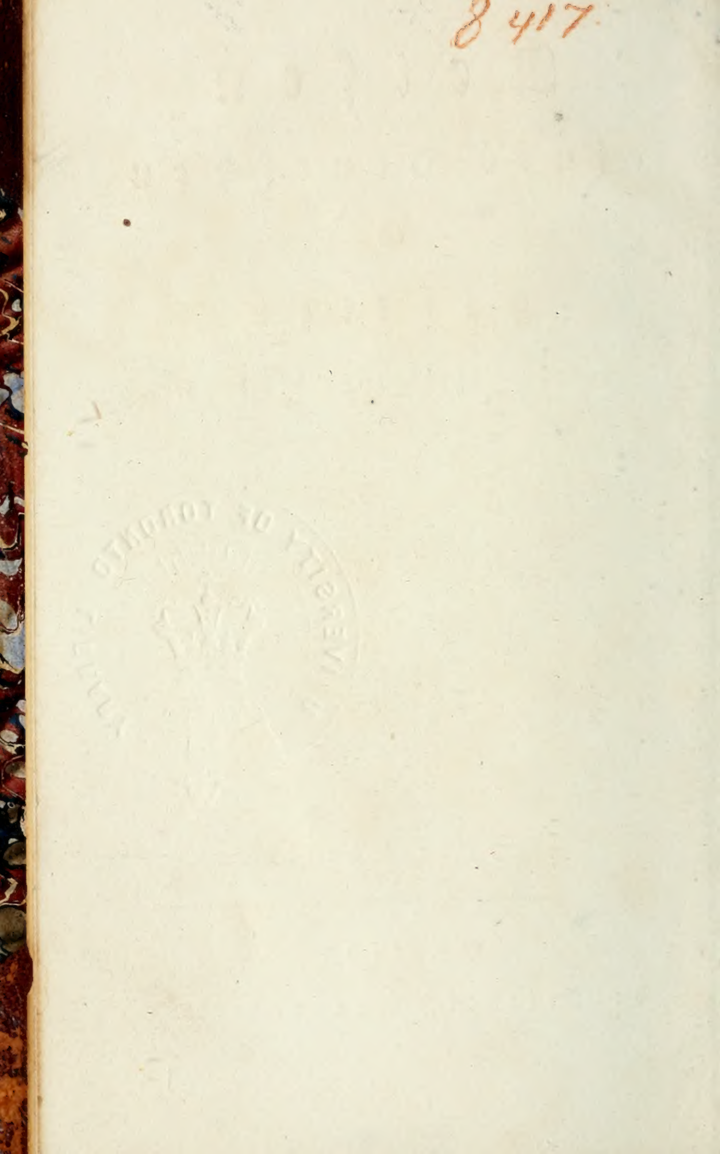
In Briefen

von

Karl Philipp Moritz.

Erster Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1792.



Reisen
eines
Deutschen in Italien
in den Jahren 1786 bis 1788.

Erster Theil.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen von Preußen.



Der gnädige Beifall, welchen Ew. Königl. Hoheit mir über meine Reisen eines Deutschen in England zu bezeigen geruhten, hat mir den Muth eingeflößt, auch diese Reisen eines Deutschen in Italien Höchstdenenselben unterthänigst und ehr-

erbietigst zu widmen. Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Ew. Königl. Hoheit

Berlin,
den 18. Januar 1792.

unterthänigster
Moritz.

Vorbericht.

Ich muß den Leser bitten, dieß erste Bändchen meiner Reisen eines Deutschen in Italien nur als eine Vorbereitung zu den folgenden zu betrachten, worin ich mich über Sitten, Gebräuche, Litteratur und Kunst, in Italien überhaupt, und vorzüglich in Rom, ausführlicher verbreiten werde.



Romam quaero!

Verona, den 2. Oktober 1786.

Das dort, ist nun hier geworden, mein Lieber! Die zackigten Tyroleralpen, durch welche wir uns in manchen Krümmungen gewunden haben, sind hinter uns, und ich betrete nun den Boden des Landes, wohin ich so oft mich sehnte, das mir mit seinen Monumenten der Vergangenheit zwischen immer grünen Gefilden so oft in reizenden Bildern vorschwebte, und den Wunsch des Pilgrims in mir weckte, die heiligen Plätze zu besuchen, wo die Menschheit einst in der höchsten Anstrengung ihrer Kräfte sich entwickelte, wo jede Anlage in Blüthen und Frucht emporschoß, und wo beinahe ein jeder Fleck durch irgend eine große

Begebenheit, oder durch eine schöne und rühmliche That, welche die Geschichte uns aufbewahrt, bezeichnet ist.

Aber dorthin eil' ich, wo auf den sieben Hügeln, das Größte und Glänzendste, was einst der Erdkreis sahe, sich gründete und bildete, und wo noch itzt die Kunst bei den erhabensten Ueberresten der Vorzeit ihren festen Wohnsitz findet; von jenem höhern Standpunkte aus, will ich meine Blicke auf diesen großen Schauplatz heften, und von dort aus meine Wanderungen anheben.

Deswegen erwarten Sie, mein theuerster Freund, ja nicht eher irgend etwas Ganzes oder Ausführliches, als aus Rom, von mir. Denn bis dahin reise ich nicht eigentlich, sondern eil dem Ziele der Wallfahrt zu, das mein Verlangen stillen, und meine Wünsche befriedigen soll, und welches ich eine Zeitlang wie meine Heimat betrachten will.

Jetzt ist mir meine Ankunft in diesem schönen Lande noch wie im Traume. — Als wir gestern Nacht nur wenige Meilen von Verona waren brach uns ein Rad am Wagen. — In der Näh war kein Dorf, und es dauerte einige Stunden bis unser Fuhrwerk wieder im Stande war,

Ich setzte mich auf einen Stein am Wege, — es wehte eine angenehme Luft, und nach und nach wurden die Gegenstände sichtbar. — Dicht vor mir lag ein Feld mit Bäumen bepflanzt, an welchen Reben hingen. —

Nun kam schon ein Winzer mit der Leiter in der Hand, und setzte sie an einen Baum, um sein frühes Tagewerk anzufangen. — Weinbeladne Wagen, von bekränzten Ochsen gezogen, fuhren vorbei, und jauchzende Knaben saßen reitend auf den Fässern.

Die umschattende Dämmerung, welche noch rund umher verstreut war, brachte dies alles so nahe, wie reizende Bilder eines Traumes, vor die Seele; und die laue Luft ließ es einen ganz vergessen, daß man sich in der Nacht auf dem Felde unter freien Himmel befand.

Dieß war also nun wirklich das milde italiänische Klima, welches sich in unsrer Vorstellung immer an das Bild von diesem reizenden Lande knüpft. — Am östlichen Himmel zeigten sich die ersten Streifen der Morgenröthe, worauf der eine von den Leuten, die aus dem nächsten italiänischen Dorfe zur Hülfe herbeigehohlt war, aufmerksam machte.

So wie es heller wurde, ragten in der Ferne die Spitzen der hohen Cypressen und weinbekränzten Hügel empor, und rund umher entfalteten sich die mannichfachen Schönheiten der Natur. —

Da dachte ich an Sie und S... und die Ferne zwischen uns wurde mir auf einmal lebhaft, als ich auf den Feldern von Verona am Wege sitzend, an dem schönen mit sanftern Blau sich wölbenden italiänischen Himmel den ersten Morgen anbrechen sah.

Verona, den 2. Oktober 1786.

Das Amphitheater.

Es versteckt sich auf einem großen und weitläuftigen Platze hinter unansehnlichem Gemäuer. — Freilich verliert die Einbildungskraft bei dem wirklichen Anblick ihren schönen Spielraum, wo sie nach Gefallen zusetzen und abnehmen konnte. — Allein die Wirklichkeit tritt bald wieder in ihre Rechte. — Der Anblick der simplen Majestät erhält die Oberhand über jede übertriebene Vorstellung, welche hier wie Nebel verschwindet, da das Auge seinen sichern Maaßstaab hat.

Ich blickte von der Arena, oder dem mit Sand bedeckten Kampfplatz in die Höhe, bis dahin, wo die obersten Stufen rund umher den Horizont beschränken und die Ruinen, welche sich in der Luft abschneiden, einen mahlerischen Anblick machen. — Dann stieg ich hinauf, und hatte nun die Aussicht von jenen obersten Stufen, bis auf die Arena hinunter, wie in einen tiefen Trichter. —

Ein kleines modernes Theater mit Vorhang und Kulissen, das unten auf der Arena erbaut ist,

und worauf man von oben herab sieht, verursacht mit seiner großen Umgebung einen seltsamen Kontrast. Wie sonst die Sitze zum Theater, so hat man hier ein Theater zu den Sitzen erbaut.

Heute Nachmittag streifte ich noch ein wenig in der Gegend vor Verona umher, um die Fluren zu sehen, wo der zärtliche Katull als Knabe spielte, und die erste Nahrung seines Geistes aus der umgebenden Natur einsog.

Von den Anhöhen bei Verona macht die alte Stadt mit ihren Brücken über die Etsch, von welcher sie durchströmt wird, einen sehr schönen Prospekt; kömmt man aber hinein, so findet man größtentheils enge und krumme Straßen, in welchen dennoch eine ziemliche Lebhaftigkeit herrscht, die freilich vorzüglich mit dadurch bewirkt wird, daß die Werkstätten der Handswerksleute nicht in verschlossenen Zimmern, sondern in offenen Boutiquen, im Freien sind, und einige sogar ihren Arbeitstisch auf die Straße hinausgerückt haben.

Mantua, den 4. Oktober.

Hic virides tenera praetexit arundine ripas
Mincius. —

VIRG.

Hier, sagt Daphnis in Virgils Ekloge, ruhe dich im Schatten aus, wenn du ein Weilchen Zeit hast, Meliböus! die Stiere werden von selbst schon hier auf die Weide kommen um ihren Durst zu löschen. Hier deckt der Mincius mit zartem Schilf das grünende Ufer, und um die heilige Eiche summt der Bienenschwarm!

Meliböus läßt sich willig finden; setzt die Arbeit noch ein wenig hindan, und legt sich in den Schatten, um dem Wettgesange der beiden Hirtenknaben, die seinen Richterspruch verlangen, zuzuhören.

Auch ich verweile hier, mit meinem Dichter in der Hand, eine kurze Zeit auf meinem Wege am schönen Ufer des Mincius, der in seinem schlängelnden Laufe, schmale Inseln bildet, auf welchen Heerden zwischen dunkeln Gebüschen im Grünen

weiden, indeß den Wiesenrand das zarte Schilf umkränzt.

Vor mir liegt die Stadt mit ihren Thürmen, zur Linken der hohe Damm, und um mich her die grüne Ebene, welche der sanfte Fluß durchirrt.

Alles wird Leben und Gegenwart um mich her, das Bild der Vorzeit spiegelt sich in diesem reizenden Umfange, der noch dieselbe Flur umschließt, welche der Dichter sang.

Mantua, den 4. Oktober.

Virgils Grotte.

Ich machte dann auch einen Spaziergang nach dem Geburtsorte Virgils, dem Dorfe Pietola, welches ehemals Andes hieß, und nur zwei italiänische Meilen von der Stadt entfernt ist.

Wir gingen aus der Porta Virgiliana, über einen Damm, welcher durch den Sumpf führt, der die Stadt umgiebt, und den der schöne von dem Dichter des Alterthums besungene Mincius hier verursacht.

Unterweges sprach mein Wegweiser von nichts als von der Grotte Virgils, (la Grotta di Virgilio) die er mir zeigen würde, — wir langten denn zuerst in dem Dörfchen Pietola an, wo wir uns Brodt, Kastanien und Weintrauben geben ließen.

Hier setzten wir uns vor dem Hause nieder, wo mehrere Leute aus dem Dorfe versammlet waren, welche sogleich schlossen, daß der Fremde aus keiner andern Ursache hieher gekommen sey, als um die Grotte Virgils zu sehen, die nicht weit von diesem Dorfe in der herzoglichen

Menagerie, welche auch Virgiliana heißt, befindlich ist.

Die Besuche der Fremden haben das Andenken des Dichters selbst unter den Bewohnern dieses Dorfes wieder aufgefrischt, welche in Ansehung ihres berühmten Landsmannes nicht so unwissend waren, daß sie nicht von seinem großen poetischen Genie hätten reden sollen; auch wußten sie von seinen Lebensumständen zu erzählen.

Wir gingen nun von hier nach der herzoglichen Menagerie, wo alles ein trauriges und wüstes Ansehen hatte. Hier gingen wir einen langen Hof oder verfallenen Garten hinunter, und kamen endlich an die Grotte Virgils, welche diesmal das Ziel unserer Reise war.

Hier sahen wir nun den Platz, wo ehemals eine Grotte gewesen seyn soll, welche Virgil, bei seinen früheren Versuchen in der Dichtkunst zu seinem einsamen Aufenthalte wählte. Jetzt standen alte Waschfässer und hohes Unkraut hier umher; alles war zerstört und öde, und von dem Heiligthum des Dichters war keine Spur mehr da.

Bologna, den 7. Oktober.

Vetturine.

Der Vetturin muß dem Fremden, welcher mit ihm wegen einer Reise akkordirt, ein Stück Geld zur Sicherheit geben, statt daß es sonst umgekehrt ist. Das Geld heißt Kappara, und mit dieser Kappara in der Hand steht ein solcher Vetturin vor einem, wie der Teufel, der im Begriff ist, eine Seele zu fangen. Er braucht alle mögliche Ueberredungskunst, und nimmt man das Geld, so ist man sein, oder man muß ihm den doppelten Werth ersetzen.

Mein Vetturin in Mantua ließ denn auch nicht ab, bis er mich gefangen hatte, ob ich gleich erst gesonnen war, zu Wasser nach Bologna zu gehen. Zwischen ihm und mir wurde von einem Kaufmann, an den ich empfohlen war, ein schriftlicher Kontrakt aufgesetzt, der auf alle mögliche Chikanen eingerichtet war, die sich Leute in unserm Verhältniß einander nur zufügen konn-

ten, und auf deren Ausübung man nun von beiden Seiten Verzicht that.

Mit diesem Kontrakte in der Hand faßte ich eine Art von Zutrauen zu meinem Vetturin, der am andern Morgen früh mit einem ganz neuen sehr eleganten Wagen, der gar keinem Reisewagen ähnlich sahe, vorfuhr, und mich einzusteigen nöthigte, indem er mich meinem Reisegefährten, einem jungen Kaufmann aus Bologna vorstellte. Hierauf verschwand mein Vetturin, und ein Unbekannter trieb mit dem Wagen fort.

Nachdem ich mich eine Weile mit dem Kaufmann unterhalten hatte, bezeigte ich meine Verwunderung über unser schönes Fuhrwerk, und vernahm denn von ihm, daß dieser Wagen gar nicht zur Reise bestimmt sey, sondern daß er ihn erst neu habe machen lassen, und ihn jetzt, für jemanden nach Bologna bringe, der ihm die Besorgung davon aufgetragen habe; daß sein Vetturin aus Verona sey, und ihn gebeten habe, gegen eine Kleinigkeit, die er am Fuhrlohn nachgelassen, mich mitzunehmen.

Ich fuhr also mit einem fremden Fuhrmann, in einem fremden Wagen, und hing gewisser-

maßen von der Diskretion meines Gefährten ab, der bei dem Akkord, den sein Vetturin mit ihm gemacht hatte, noch dazu auf meine Unterhaltung angewiesen war, und mich dafür auch um ein Paar Paol weniger hatte mitnehmen müssen.

Als wir uns auf die Weise verständigt hatten, schilderte mir mein Reisegefährte die italiänischen Vetturine, als eine ganz eigne Menschenklasse, eben nicht zum besten, machte aber doch eine Ausnahme von dem, der uns jetzt fuhr, und rühmte ihn als einen der besten mit dem er noch zu thun gehabt habe.

Wir kamen nun über den Po, durch Reggio und Modena über die große Ebene bis Bologna, und noch dicht vor der Stadt, wo wir in dem Gasthofe einkehrten, hörte das freundschaftliche Vernehmen zwischen dem Vetturin und meinem Reisegefährten plötzlich auf, indem er nun erst noch eine Forderung machte, die im Akkord nicht gegründet war. Der Streit wurde immer heftiger. — Vetturini son' Vetturini! (Vetturine sind doch Vetturine) sagte mein Reisegefährte im größten Affekt, nahm seine erste Ausnahme gänzlich wieder zurück

und warnte mich, da wir Abschied nahmen, vor allen Vetturinen in der Welt.

Da ich nun hier in Bologna anlangte, sahe ich auch meinen Vetturin aus Mantua, merkte aber wohl, daß er mich hier schon wieder an einen andern verhandelt hatte, der mich nun weiter mitnehmen soll. Er hat mir diesen Herrn, der mich fahren soll, schon vorgestellt; es ist ein Kerl mit einer abscheulichen Physiognomie. Ich fragte ihn, ob es sein Knecht wäre? per servula! war seine Antwort.

Rimini, den 10. Oktober.

Die Reisegesellschafter.

Von Bologna kein Wort! weil ich nach einem Aufenthalte von zwei Tagen, nicht sagen kann, daß ich es gesehen habe, und die auswendig gelernten Sprüche eines Cicerone nicht niederschreiben will.

Der Vetturin mit der bösen Physiognomie, an welchen mich mein Mantuaner verhandelt hatte, machte mir ein grimmiges Gesicht, als ich bei dem ersten Schlagbaum vor Bologna mich weigerte das Wegegeld zu bezahlen, und mich auf meinen schriftlichen Kontrakt berief. — Er fuhr langsam weiter, und sahe sich von Zeit zu Zeit sehr unfreundlich nach mir um.

Dieß machte mir kein Vergnügen, da ich allein im Wagen saß, und es war zu meinem großen Troste, als wir einen alten Franziskaner-Mönch am Wege sitzend antrafen, welchen mein Vetturin mitzufahren einlud; aber nicht umsonst; denn dieser Franziskaner, welcher nach seinem Kloster zu Assisi reiste, trug Geld bei sich, und mein Vetturin akkordirte erst lange mit ihm, ehe

sie über das Fuhrlohn für eine kleine Strecke einig werden konnten; auch warnte er ihn vor den Mördern und Spitzbuben in den Gebirgen, vor denen er sicher seyn würde, wenn er sich ihm anvertraute, und nicht allein und zu Fuße ginge.

Der alte Mönch stieg endlich auf, und setzte sich neben mich, ich wünschte mir Glück zu seiner Gesellschaft, weil ich nun mit meinem Vetturin nicht mehr allein war. Allein verdrießlicher habe ich in meinem Leben kein Gesicht gesehen, als dieses alten Mönchs. Es ließ sich mit mir zwar ins Gespräch ein; aber jedes Wort, das er sprach, schien ihm zu verdrießen; und als er endlich gar von mir hörte, daß ich ein Preußischer Unterthan, und also ein Protestant sey, so sprach er kein Wort mehr, sondern fing nun einmal über das andre an zu jähnen, und machte sich, so oft er jähnte, ein Kreuz über den offnen Mund. —

Diese traurige Gesellschaft hatte mir schon ziemlich Langeweile gemacht, als wir vor ein Kloster kamen, wo er abstieg um einzukehren, und nicht weiter mitfuhr.

Dieß Kloster hatte auf einer Anhöhe eine reizende und gesunde Lage, und die Leute eine blühende Gesichtsfarbe.

Ein junger Mönch aus diesem Kloster meldete sich nun zum Reisegefährten, und ein anderer, der ihn begleitete, akkordirte für ihn mit dem Vetturin. Als der junge Mönch mich anredete, und ich mich nicht geläufig genug im Italiänischen ausdrückte, so nahm der andre sogleich hievon Gelegenheit, noch etwas am Fuhrlohn abzudingen, weil nehmlich auf meine Unterhaltung nun weniger zu rechnen wäre, und der Vetturin, der sich dieß gefallen lassen mußte, warf mir abermals einen sehr unfreundlichen Blick zu.

Zwischen dem jungen Mönch und meinem vorigen Reisegefährten war nun der auffallendste Kontrast, den man sich denken kann. Der junge Mönch, welcher jetzt mit mir fuhr, war vom Augustinerorden, kaum zwanzig Jahr alt, von blühender Gesichtsfarbe, und unter seinem Ordenshabit, den er unterweges ablegte, in einem leichten Sommerrock, wie ein Stutzer gekleidet.

Er machte schon den Freidenker; sagte Doktor Luther sey ein großer Kopf gewesen; und wenn ein Bettler uns ansprach, so ertheilte er ihm die Benediktion, worauf er mich ansahe und lachte.

Von seinen Bekannten, die uns hier noch begegneten, nahm er mit den Worten Abschied:

in Paradiso ci revedremo! (im Paradiese werden wir uns wiedersehn!) welches die gewöhnliche Form des Abschiednehmens ist, und so viel heissen soll, als: Lebt wohl auf immer!

Er war immer aufgeweckt und munter, erzählte mir, daß er jetzt in ein ander Kloster ginge, und freute sich auf diese bevorstehende Veränderung des Ortes seines Aufenthaltes. Die Augustiner, meinte er, machten von den Mönchsorden doch so die Mittelgattung aus, sie hätten nicht zu viel und nicht zu wenig, wären auch nicht sehr genirt, und könnten das angenehmste und zufriedenste Leben von der Welt führen.

Wir fuhren hier in einem immerwährenden Lustgarten, wo Wein, Getreide und Obst, auf einem und demselben Boden gedeihen, und wo man sagen kann, daß die Saaten zwischen den Wäldern, und die Wälder zwischen den Saaten wachsen, weil wirklich ein Wald von dichtaneinander gepflanzten Obstbäumen, die Getreidefelder deckt, wo das hohe Korn im Schatten der Bäume steht, und die Weinranken, welche wie Guirlanden von einem Baum zum andern voll schwerer Trauben hängen, von oben eine immerfortgehende Laube bilden.

Dieser Anblick ist immer derselbe und ist doch immer neu und schön; das Auge ersättigt sich nicht, in diese Schatten zu blicken, wo aus einer immer dunklern Ferne, dennoch die reizende Frucht hervorblinkt, und des Reichthums und der Fülle sich gar kein Ende zeigt.

Die Einbildungskraft kann sich dieß so schön nicht mahlen, als es wirklich ist. Denn mit der Schönheit ist hier die Fülle verknüpft, welche kein Bild fassen kann, seine Umrisse mögen auch noch so reizend seyn.

Was soll ich Ihnen neues von den kleinen Städten Forli, Faenza, u. s. w. sagen, durch welche wir gekommen sind? — In Cesena, der Geburtsstadt des jetzigen Pabstes und dem eigentlichen Wohnorte meines Vetturins, haben wir übernachtet, und auch einen Tag hier zugebracht, der ein Festtag war, welchen mein Vetturin hier feierte. Hier habe ich auf einem großen Platze vor dem Rathhause dem Ballonspiel zugesehen, wobei sich eine Menge Zuschauer aus allen Ständen befanden, die sich ganz ausserordentlich für dieß Schauspiel interessirten, und durch lautes Beifallzurufen von Zeit zu Zeit die Spieler aufmunterten,

die ebenfalls die Sache sehr ernsthaft zu nehmen schienen. — Das Spiel dauerte mehrere Stunden nacheinander, ohne daß Spieler oder Zuschauer müde wurden.

Als wir uns Rimini näherten, stieg ich aus, und ging, weil der Wagen langsam fuhr, eine Strecke zu Fuße. In dem nächsten Flecken vor Rimini war Markt gewesen, von welchem die Leute zu Hause kehrten. Die Tracht der jungen Mädchen welche mit bloßen Köpfen gingen und natürliche Blumen in ihr Haar geflochten hatten, war fähig die Einbildungskraft nach Griechenland zu versetzen — und bald erschien nun zur linken Hand, hinter den allmälig zurücktretenden Bäumen, das adriatische Meer, welches, wenn man aus diesem waldigten Garten, auf einmal ins Freie tritt, einen Anblick macht, der über alle Beschreibung geht. — Bei heiterm Wetter entdeckt man hier schon die gegenüberliegenden Küsten.

Wir kamen nun über die große von Augustus erbaute Brücke, nach Rimini, wo wir in dem wohlgebauten Gasthof zum Löwen des Evangelisten Markus einkehrten, und ich den festen Entschluß faßte, mich von meinem Vetturin zu trennen, der mir

unterwegens schon manchen Verdruß gemacht, und mit dem ich die Reise bis Rom zu machen auf keine Weise gesonnen war.

Ich traf hier einen deutschen Handschuhmacher, der meinen Vetturin kannte, und durch dessen Vermittelung ich noch ziemlich ohne Schaden von ihm los kam. Auffallend war es mir, indem diese beiden wegen meiner Sache miteinander disputirten, daß sie sich immer einander erst das Kompliment, parlate bene! oder dite bene! (ihr redet wohl! ihr redet gut!) machten, ehe sie zu der Widerlegung ihrer Meinungen schritten, und also der Gegner, ob er gleich mit den Gedanken des andern nicht zufrieden war, doch immer seinem Ausdruck Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Nun bin ich also frei, und denke mich ein paar Tage hier aufzuhalten, wo ich denn auch die kleine Republik St. Marino, die man hier so nahe vor sich liegen sieht, besuchen werde; von dieser kleinen Wanderung sollen Sie denn in meinem nächsten Briefe hören!

Rimini, den 12. Oktober.

Die Republik St. Marino.

Die Aussicht von Rimini nach St. Marino hat schon an sich etwas romantisches, und je beschwerlicher der ganze Weg dahin ist, desto reizendere Aussichten gewährt er.

Die Ebenen um Rimini sind noch schön und fruchtbar, die nächsten Hügel sind mit Obst- und Weingärten umkränzt, oder mit Olivenbäumen bepflanzt; so daß die ganze Natur hier noch ein lachendes und fröhliches Ansehen hat; jemehr man sich aber den republikanischen Bergen nähert, desto rauher, steinigter, und unfruchtbarer wird die ganze Gegend.

Die kleine Republik wird sehr selten von Fremden besucht; es gehet daher auch keine ordentliche gebahnte Straße dahin, und wegen der Rauhigkeit des Weges kann man nicht wohl anders, als zu Pferde oder zu Fuß hinkommen.

Ich wählte das Letztere, und nahm mir zu dem Ende aus Rimini einen Wegweiser mit.

Es war noch früh am Tage, da wir unsere Reise antraten, und so wie wir von Rimini bergan

stiegen, erweiterte sich die Aussicht über das adriatische Meer, und nur der blendende Glanz der Sonne verhinderte, daß wir die jenseitigen Küsten nicht entdecken konnten, die sich sonst wie dunkle Nebelstreifen zeigen.

Mein Wegweiser war sehr aufgeräumt, und wenn ich nicht mit ihm sprach, so sang er, und zwar recht zärtlich und schmachtend: una bella contadina inamorar mi fa, (eine schöne Bäuerin hat mein Herz gefesselt, u. s. w.) Er sang dies viel langsamer, als wir unsere Choräle, und in lauter dichtaneinandergrenzenden, unreinen Tönen, so wie von dem gemeinen Volk in Italien alles, was ihnen einfällt, gesungen wird.

Eine gute Strecke von Rimini hatten wir noch wie in einem immerwährenden Lustgarten gewandelt, nun aber fing der Weg schon an, rauh und steinigt zu werden, und bald befanden wir uns auch auf der Grenzscheidung zwischen der Republik und dem päbstlichen Gebiet.

Diese Grenzscheidung ist auf einer kleinen Brücke, die über ein fließendes Wasser geht; und die Grenzlinie ist so äußerst genau bestimmt, daß sogar die Jahrzahl 1779 davon durchschnitten wird.

Wir kehrten nun in dem republikanischen Dorfe Ceravallo ein, wo wir mit Wein und Brodt, und sehr wohlschmeckenden Feigen bewirthet wurden.

Mein Wegweiser erzählte der Frau vom Hause, daß ich von Rimini hergereist sey, blos um die Republik zu sehen, und daß ich in Rimini meinen Fuhrmann zurückgelassen hätte; per vedere la nostra republica! (unsre Republik zu sehen!) rief die Frau voller Freuden aus, und ließ sich von meinem Wegweiser erzählen, wie weit ich schon hergekommen sey, um alle diese Gegenden zu sehen. Dann beklagte sie uns wegen des schlimmen Weges, wobei mir ihre Aussprache des Italiänischen merkwürdig war, weil man hier das a völlig wie im Englischen, und z. B. Strada wie Strädä ausspricht.

Nach einem sehr ermüdenden Wege langten wir endlich kurz nach Mittag erst am Fuß des steilen Berges an, auf welchem die Stadt gebauet ist.

Hier unten am Berge ist eine Art von Vorstadt oder Flecken, den man im Italiänischen Borgo nennt. Dieser Borgo ist lebhafter und bewohnter, als die Stadt selber, und weil nun in der ganzen Republik St. Marino kein Gasthof

ist, so führte mich mein Wegweiser in das Haus eines Schusters von seiner Bekanntschaft, wo ich die Nacht mit ihm herbergen sollte, und der uns erst nach einigen Bitten von Seiten meines Wegweisers aufnahm, weil diese Leute nicht darauf eingerichtet waren, Fremde zu bewirthen.

Auf dem Heerde war Feuer gemacht, woran wir uns wärmten, weil wir auf einmal aus den Sommer von Rimini, in den kältesten Herbst gekommen waren, so sehr abstechend ist das Klima auf diesen Bergen, von dem auf der Ebene. Wärend der Zeit kleidete unser Wirth sich an, um mit mir in die Stadt hinaufzugehen, und mir die Merkwürdigkeiten zu zeigen.

Der Weg zu der Stadt ist nur ein einziger, welcher sich an dem steilen Berge hinaufwindet. Unterwegens begegneten uns einige Leute, von welchen mein Begleiter mir mit einer Pantomime zu verstehen gab, daß sie schon manchem den Dolch in die Brust gestoßen hätten. Nachher erzählte er mir, daß dies Mörder wären, die sich hierher geflüchtet hätten, aber auch das Gebiet der Republik nicht überschreiten dürften, wenn sie nicht wollten gefangen werden; in der Republik aber dürfte ihnen niemand etwas thun.

Wir stiegen so hoch, daß der Borgo oder Flecken aus dem wir gekommen waren, wie eine Pygmäenstadt zu unsern Füßen lag, und daß Rimini mit seinem Hafen, welches doch drei deutsche Meilen entfernt ist, ganz nahe am Fuße des Berges zu liegen schien. Das adriatische Meer lag vor uns in seiner ganzen Breite, und hie und da entdeckte man die weissen Segel von kleinen Fischerböten. — Der Berg von St. Marino selbst wirft seinen Schatten weit ins Meer.

Auf dieser Höhe lag nun die Stadt, in welche wir hineingingen, und wo die meisten Häuser mehr in den Felsen eingehauen, als darauf gebauet zu seyn schienen; denn oft macht die Felsenwand zugleich die Wand des Hauses, und die menschlichen Wohnungen sind wie Nester in Ritzen und Spaltungen hingebaut, denn die Stadt liegt gerade auf dem schmalen Rücken des Berges, der vorn ganz schrof in die Höhe steigt, und hinter sich auf einmal wieder abhängig wird, so daß er sich selbst beschützt.

Hinter der scharfen Ecke des Berges zieht sich die Stadt hin, und verbirgt sich dahinter. Auf der scharfen Ecke aber sind in einiger Entfernung von einander drei Kastele mit Thürmen gebaut,

welche sehr weit hin können gesehen werden. Diese drei Thürme sind auch in dem Wapen der Republik, welche drei Kastele, drei Klöster, und fünf Kirchen in ihrem Gebiete zählt.

Den sonderbarsten Anblick machen die kleinen Gärten, welche auf dem ganz nackten Felsen zwischen den Häusern stehen, und zu denen man die Erde nothwendig von unten muß heraufgebracht haben.

Die Stadt überhaupt hat etwas todtes und stilles, wodurch man ganz natürlich auf ihren Ursprung aus einer Eremitage zurückgeführt wird, welcher Ursprung schon an sich etwas auszeichnendes hat, und daher mit ein Paar Worten hier berührt werden muß.

Der Heil. Marino, welcher diese Republik stiftete, war nehmlich seines Handwerks ein Maurer, und half vor mehr als dreizehnhundert Jahren die Stadt Rimini wieder aufbauen, welche damals ganz zerstört lag.

Als er auf die Weise der Welt nützlich gewesen war, begab er sich, um nun ganz dem Himmel zu leben, auf diesen einsamen Berg, der recht dazu gemacht zu seyn schien, um das Gemüth von dem Erdboden abzulenken, welcher hier in öder

Unfruchtbarkeit durch keinen Reiz die Sinne fesselt. Ganz dem Irrdischen abgestorben und schon sich selbst entnommen, that dieser heilige Mann ein Wunder, oder glaubte doch, es zu thun, und der Ruf von seiner Heiligkeit erscholl nun in der ganzen Gegend, so daß selbst die Landesfürstin davon gerührt, ihm ein Geschenk mit dem Berge machte, den er bewohnte.

Von allen Seiten strömte nun das Volk dem Berge und dem Manne zu; und der heilige Marino wurde bei seiner unausgesetzten strengen Lebensart, noch einmal wieder der Welt nützlich, indem er auf diesem Berge eine Stadt zu bauen anfing, und die Republik stiftete, welche sich noch itzt nach seinem Nahmen nennt, und ihn als ihren ersten Schutzheiligen verehrt. Er wird abgebildet wie er einen Berg mit drei Thürmen auf seinen Händen trägt.

Wir gingen nun in die Hauptkirche der Republik, welche dem Schutzheiligen gewidmet ist, und die gegen die sonst übliche Pracht in den katholischen Kirchen sehr auffallend absticht; so arm und ungeschmückt sieht dieser kleine Tempel aus. Hinter dem Altare sieht man die bloße Felsenwand, an welche die Kirche gebaut ist; und in diesem

Felsen sind gegen einander über zwei Oefnungen gehauen, in deren jeder ein Mensch ausgestreckt liegen kann. Dies war die Schlafstätte des heiligen Marino und seines Gehülfen, der auch ein Maurer war, und mit ihm zugleich diesen Aufenthalt bezogen hatte. Sie hatten sich mit ihren eigenen Händen diese harten Betten in dem Felsen ausgehauen, der von ihrer Aufopferung und Selbstverleugnung ein immerwährendes Denkmal ist.

Die übrigen Kirchen und Palläste zeichnen sich ebenfalls durch Simplicität aus, die an Armuth gränzt, und machen daher kein Mißverhältniß mit dem Ganzen der Republik, welche auf Resignation gebauet ist.

Wir besahen den Pallast eines gewissen Cavallieri Magi d' Urbino, wo uns denn doch eine Gemähldegallerie von sehr mittelmäßigen Kupferstichen, ein Porcelanservice von Fayance, und ein Prunksaal mit ganz gemeinen Stühlen und Tischen meublirt, gezeigt wurde. Der Bediente, welcher den Cicerone machte, nahm, wie es in Italien Gebrauch ist, ein Trinkgeld dafür, daß er uns die schönen Sachen gezeigt hatte. Er war auch gar nicht geheimnißvoll damit, daß sein Hs

toismus, den er durch einen Dolchstoß bewiesen, ihn auch zu diesem Zufluchtsorte gebracht habe.

Wir stiegen darauf zu dem ersten von den dreien Thürmen hinauf, wo die Staatsgefängnisse sind, und wo uns die Gefangenwärterin jedes Zimmer bezeichnete, in welchem eine merkwürdige Person in Verhaft saß. Sie redete dabei ganz leise mit einem geheimnißvollen Wesen. Die vielen Staatsgefangenen sind ein Beweiß, wie strenge die kleine Republik in der Verwaltung ihrer eigenen Justiz verfährt.

Der Senat der Republik besteht aus vierzig Personen, wovon die eine Hälfte aus dem Adel, und die andere aus dem Volke genommen ist. Es dürfen in diesem Senat nicht zwei von einer Familie seyn; kein Sohn kann bei Lebzeiten seines Vaters, und niemand ohne vorhergegangene Wahl eintreten. Die höchsten Staatsbedienten sind zwei Kapitäne, welche alle sechs Monate gewählt werden, und einen Justitiarius zur Seite haben, der ein Fremder seyn muß, und nur auf drei Jahre zu dieser Stelle gewählt wird, damit man unter einer schlechten Wahl nicht zu lange leiden möge. In Staatsgeschäften von außerordentlicher Wich-

tigkeit wird der große Rath zusammen berufen, in welchem jedes Haus seinen Repräsentanten hat.

Da wir gegen Abend wieder nach unserm Borgo heruntersitiegen, begegnete uns ein Mann in einen Roquelaur gehüllet, den mein Begleiter ehrerbietigst grüßte; und als er vorbei war, sagte er: das sei der Capitano regente (der regierende Befehlshaber) aber incognito gewesen; denn sonst gehe er immer mit Begleitung, und trage eine Allongenperücke. Mein republikanischer Schuster schien doch eine Art von Stolz darin zu finden, mir seinen Capitano so glänzend wie möglich zu schildern; ihm wäre sonst eine Wache von sechzehn Mann bestimmt, wovon sein Sohn einer sey, den ich den Abend würde kennen lernen.

Als wir zu Hause kamen, war es strenge kalt; wir setzten uns ums Feuer; der Sohn meines Wirths, ein junger wohlgewachsener Bursche, kam auch zu Hause, und setzte sich zu uns, und nun wurde über Staatseinrichtungen gesprochen, und mein Wirth erzählte mir, daß außer ihm noch fünf Schuster in der Republik wären, daß die Zahl von sechsen nicht dürfe überschritten werden; und daß ein jeder sein Leben daran wagen

würde, die Republik bei einem feindlichen Angriffe zu vertheidigen.

Einmal hatte sich ein päbstlicher Legat mit Gewalt und List der Republik schon so weit bemächtiget, daß er im Nahmen des Pabstes feierlich Besitz davon genommen hatte, und in der Hauptkirche das Te Deum anstimmen ließ; als ihm während dem Lobgesang auf einmal eine Flintenkugel dicht vor dem Ohre vorbei sumte, die den siegreichen Kardinal so in Schrecken setzte, daß er plötzlich und still mit seinen Truppen wieder abzog, und seit der Zeit die Republik beständig in Ruhe ließ.

Freilich ist es dem päbstlichen Despotismus höchst zuwider, mitten im Schooße des Kirchenstaats ein freies Völkchen zu dulden, da überdem verschiedene Große aus dem Kirchenstaate sich das Bürgerrecht von St. Marino für eine Ehre schätzen.

Man sucht daher im Kirchenstaat, und besonders in dem benachbarten Rimini die Republik auf alle Weise lächerlich zu machen, um sich gleichsam dafür zu rächen, daß dieses Volk seit Jahrhunderten edler und größer, als seine Nachbaren denkt.

Ueber diese und ähnliche Gegenstände brachten wir den Abend mit Gesprächen hin, und verzehrten

dabei

dabei unser Abendessen dicht neben dem Heerde, auf dem es zubereitet war.

Den andern Morgen früh machte ich allein wieder eine Wanderung auf den Berg, um eine vollständige Idee von dem ganzen Umfange der Republik zu haben, die ich dann auch bekam, weil sich ein paar junge Leute zu mir gesellten, die mir nach allen Seiten die Grenzen des Gebiets von St. Marino bezeichneten, so daß man dasselbe von der einen Spitze des Berges ganz übersehen konnte.

Diese beiden jungen Leute waren wohlgekleidet, und schienen sehr wohl erzogen zu seyn. Sie befriedigten noch über verschiedenes meine Wißbegierde; zeigten mir die großen Cisternen, worin das Regenwasser aufgefangen wird, weil es gänzlich an anderm Wasser fehlt; und führten mich in die Kapuzinerkirche, wo über dem Altar ein schönes Gemälde hängt, das eine Abnehmung Christi vom Kreuze darstellt. Die Kapuziner haben aus ihrem Kloster die schönste Aussicht, und auf dem Felsen hinter dem Kloster einen Garten, der für St. Marino so schön ist, als er nur seyn kann.

Meine beiden höflichen Begleiter sagten mir, es sey sehr ungewöhnlich, daß Fremde hierher

kämen, darum sey auch kein Gasthof in ihrem Gebiet. Vor mehreren Jahren wären einmal Engländer da gewesen. Sie fragten mich, ob man in unserm Lande den Nahmen ihrer Republik wisse? und was man mir in Rimini für eine Beschreibung davon gemacht habe, u. s. w. Nach dem, was sie sagten, zu schließen, war ihr republikanischer Stolz sehr bescheiden.

Sie begleiteten mich bis zu dem Borgo hinunter; und die Frau des Schusters, die uns hatte kommen sehen, sagte mir mit einer sehr bedeutenden Mine: ob ich wohl wisse, wer der eine von meinen Begleitern gewesen sey? es sey der Sohn des Capitaneo regente gewesen.

In dem Borgo war es lebhaft, weil gerade Markt war; und in einem Kaffeehause war eine Anzahl Priester versammlet, denen man es an der armseligen Kleidung und hagern Gestalt wohl ansahe, daß sie keine päbstliche, sondern republikanische Geistliche waren.

Wir nahmen nun Abschied von unserm Wirth, dessen Sohn uns noch eine Strecke begleitete; dann eilte ich mit meinem Wegweiser schnell den Berg hinunter. In Ceravallo hielten wir uns nicht auf, und kurz nach Mittag erreichten wir

schon die Grenzscheidung. Der Berg von St. Marino hatte sich in Wolken gehüllt, und wir befanden uns wieder auf päbstlichem Gebiet.

Rimini, den 14. Oktober.

Rimini selbst ist ein lebhafter Ort; alles hat hier bei der schönen Jahreszeit ein lachendes Ansehen, und die Weinlese bietet dem Auge manche malerische Scene dar. — Auf den weinbeladnen Wagen stehen die Winzerinnen, das Haar mit Blumen durchflochten, und Jauchzen und Gesang ertönt von allen Seiten.

Rechter Hand von der großen Brücke ist ein angenehmer Spaziergang längst dem Flusse hin, wo man vor sich die Aussicht auf das Meer hat; nach der Landseite, auf den Anfang der Appenninen, die hier erst allmälig mit kleinen Hügeln und Anhöhen sich erheben.

In dem Hafen sieht man nur Fischerkähne, deren weiße Seegel auch in der Ferne auf dem Meere schimmern. Die Wohnungen der Fischer nach dem Meere zu, sind eine Reihe kleiner und niedriger Häuser, deren Einwohner, als ich hier am Sonntage spazieren ging, in ihrem festlichen

Schmuck vor der Thüre saßen, und heiter und vergnügt aussahen.

Hier sah ich denn auch an der Mündung des Flusses eine Kirche des heil. Antonius, mit der Inschrift: daß auf den Ruf dieses Heiligen die Fische sich versammelten, um aus seinem Munde das göttliche Wort zu hören, und daß, durch dieses Wunder bewogen, viele thörichte Ketzer zur Vernunft gebracht wären (desipientes resipuere). — Da nun die Fische eine solche Ehrfurcht gegen den heiligen Antonius hegten, was Wunder denn, wenn die Fischer ihn mit der größten Andacht in seinem Tempel verehrten.

Es war schönes und stilles Wetter, und ich machte den Abend noch einen Spaziergang bis dicht ans Meer, wo sich die Wellen sanft zu meinen Füßen brachen. —

Als ich zurückkehrte, saßen die glücklichen Fischer noch vor den Thüren ihrer niedrigen Häuser, in welchen der enge Kreis ihres Daseyns sich beschränkt, das in dem festen Glauben an den heiligen Antonius, und an die Andacht der Fische, die seiner Predigt zuhörten, still und sanft verfließt.

Auf dem Wege nach Pesaro, am Ende der Strada Romana, steht der Triumphbogen, welcher dem Augustus hier zu Ehren errichtet ist, und einen ehrwürdigen Anblick macht. — Die lange Straße, welche dahin führt, erstreckt sich von dem einen Ende der Stadt zum andern, und in der Mitte derselben ist eine Art von antiken Altar befindlich, wo Julius Cäsar, wie die Inschrift sagt, nachdem er in dem Bürgerkriege über den Fluß Rubikon gegangen war, seine Soldaten soll angeredet haben.

Dicht neben diesem Monumente ist nun eine kleine Kapelle, mit der Inschrift: daß hier die Säule aufbewahrt sey, an welcher der heilige Antonius zu dem Volke geprediget habe.

Hier gegenüber zeigt man ein altes Haus, wo nach der Volkssage ein arger heidnischer Ketzer wohnte, der nicht eher glauben wollte, bis er sahe, daß ein Esel vor der Monstranz seine Knie beugte, dessen Beispiele er denn mit großer Andacht folgte.

Sonderbar nimmt sich die Inschrift an einer alten Festung der Stadt aus, welche von einem Kardinal erbaut, oder wieder hergestellt ist: damit der Rubikon nicht ungestraft überschritten werde (ne Rubico transeatur

impune!). — Wenn man sich nun die vormaligen und jetzigen Zeiten denkt, so kann es wohl nicht leicht einen komischern Kontrast geben.

Ueber den Rubikon selbst aber streiten sich bis jetzt die Antiquaren, welcher von den kleinen Flüssen in dieser Gegend es gewesen sey. Man trägt sich mit der drolligten Anekdote, daß der jetzige Pabst zu Gunsten seiner Vaterstadt, und vermöge seiner Infallibilität für einen Fluß bei Cesena entschieden habe, daß es der wahre Rubikon sey.

In das hiesige Kapuzinerkloster sind die Ueberreste von einem Amphitheater verbaut, welches der Konsul Publius Sempronius hier errichten ließ; und ich fand auf dem Walle sogar einen Handweiser, mit der Inschrift: daß derselbe auf die Ruinen des vom Konsul Sempronius errichteten Amphitheaters hindeute — woraus man also sieht, daß die Aufmerksamkeit auf die Ueberreste des heidnischen Alterthums doch auf keine Weise durch das Religiöse verdrängt wird.

In einem Kaffeehause las ich hier in der florentinischen Zeitung ein Stück aus Zöllners Predigt, womit derselbe in der Marienkirche in Berlin, den jetztregierenden König bei seinem

Eintritt soll angeredet haben. Der Artikel von Berlin mit den Anekdoten von den letzten Lebenstagen Friedrich des Großen nahm fast die ganze Zeitung ein, deren Lesung mich im Geiste nach Berlin versetzte.

Auf dem Markte fand ich einen Buchladen, der eben nicht viel zu bedeuten schien. Ich kaufte mir eine Beschreibung von Italien, die sechzehn Bogen stark, und schön auf Schreibpapier gedruckt war, für zwei Paul, welches noch nicht acht Groschen ausmacht, und also nach unsern Bücherpreisen zu rechnen, sehr wohlfeil war.

Das prachtvollste Ansehen in Rimini hat der Fischmarkt, welcher mit seinem neugebauten Portikus einen schönen Platz einschließt, und vielleicht allen übrigen Fischmärkten den Rang streitig macht; wobei man sich denn natürlicher Weise an den heiligen Antonius, und an den Umstand erinnert, wodurch die Fische hier ein so merkwürdiger Gegenstand geworden sind, und alles, was auf sie Bezug hat, auch ein glänzendes Ansehen erhält.

Eine sehr zahlreiche Procession habe ich auch hier mit angesehen, wo die Madonna, gleich einer Juno oder Cybele, in einem Kleide mit Sternen besät, vorangetragen wurde, und die Matronen der Stadt dem wunderthätigen Bilde folgten,

wozu sich junge Mädchen und Knaben gesellten, welche dieser Göttergestalt zu Ehren Lobgesänge anstimmten. — Die Dominikanermönche, welche ich bei diesem Aufzuge folgen sahe, waren viel feiner und zierlicher gekleidet, wie diejenigen, die ich in Deutschland gesehen habe; auch schienen sie überhaupt gebildeter zu seyn.

Die Kirche des heiligen Franziskus, welche ganz von Marmor im Jahr 1450 erbaut ist, hat ein sehr ehrwürdiges Ansehen. Auf der rechten Seite der Kirche stehen sieben Marmorsärge unter eben so viel Bogen, auf dem marmornen Fuß der Kirche.

Auch der Erbauer der Kirche, Sigismund Pandulfus Malatesta, welcher im Jahr 1463 starb, hat sein Grabmal hier, und seine Grabschrift steht an dem Marmorsarge nahe bei der Thüre. Diese Reihe von Grabmälern auswendig an der Kirche, macht einen ganz besondern melancholischen Eindruck. Das Grab hat gleichsam seine Innenseite herausgekehrt, und die Monumente der Zerstörung zeigen sich in ihrer furchtbaren Pracht dem Auge.

Auf dem großen Platze vor dem Rathhause steht, neben einem Springbrunnen, die bronzene

Statüe des Pabstes Paulus des 5ten mit den Schlüsseln in der Hand. — Die eherne Rechte ertheilt dem Volke den Seegen.

Die Geschichte von zwei Spitzbuben, Tomasini und Tremond, welche jetzt gefangen sitzen, nachdem sie eine lange Zeit allen Schlingen, die man ihnen legte, glücklich entkommen sind, wurde mir hier mit der größten Theilnehmung an dem Schicksale dieser Spitzbuben erzählt.

Sie hatten sich sogar eine Art von Vestung gebaut, und aus derselben lange Zeit den Häschern Widerstand gethan, wären auch den Galgen wohl entkommen, wenn nicht ihre Religiösität sie mit Gewalt zu demselben gebracht hätte; denn sie konnten sich nicht enthalten, sonntäglich eine Messe in einer Kapelle zu hören, wozu sie durch einen unterirrdischen Gang gelangten; dies war denn die Veranlassung, daß durch Verrätherei die Vestung überging, und diese devoten Räuber in die Hände der Sbirren fielen.

Den Heldenmuth des Tomasini und Tremond konnte man nicht genug bewundern und erheben, so daß man, indem man sie beklagte, dennoch gewissermaßen ihr Schiksal zu beneiden schien.

Rimini, den 14. Oktober.

Die Klöster.

Gestern Nachmittag ging ich noch aus dem Thore von Rimini nach Westen zu spazieren, wo hinter der Stadt, dem Meere gegenüber, einige reizende Hügel emporstiegen, auf denen drei Klöster, eines über dem andern, gebauet sind, die mit ihren fruchtbaren Gärten und Weinbergen den angenehmsten Prospeckt machen.

Ich übersahe von hieraus die umliegende Gegend, die Stadt und das Meer, und sahe die Sonne über der Küste von Dalmatien untergehen, die sich wie ein dünner Nebelstreif schon von hieraus zeigt.

Man kann sich keine angenehmere Lage denken, als die die drei Klöster auf diesen Bergen haben, zu welchen sich der Weg beständig zwischen grünen Hecken, Obstbäumen und Weingärten hinaufwindet, und wo sich, so wie man in die Höhe steigt, der Horizont mit jedem Schritte erweitert.

Die klösterliche Stille und Einsamkeit, die hier oben herrscht, macht die Scene noch feierlicher, und diese Hügel bilden gewiß die angenehmste Eremitage, die man sich denken kann.

Hier, über die niedrigen Sorgen des Lebens hinweggesetzt, und über allen Tand der Erde erhaben, in Einsamkeit und Stille, und in Betrachtung göttlicher Dinge, seine Tage zuzubringen, des Morgens den ersten Stral der Sonne, wenn sie emporsteigt, zu begrüßen, und mit seinen Empfindungen in das große Loblied der ganzen Natur harmonisch einzugreifen, oder im Sturm und Ungewitter von fern das tobende Meer zu betrachten, und hier unter seinem ruhigen Obdach gesichert und in Frieden zu seyn. — Das sind Gedanken und Empfindungen, die dem Menschen so natürlich sind, daß es einem gar nicht befremden kann, an einem solchen Orte einsame Wohnungen der Stille und Andacht zu finden.

Wie schade also, daß gerade hier die Imagination mit einer so grotesken Zusammenstellung von unzähligen Bildern, und Bilderchen aus einer selbstgemachten Ideenwelt angefüllt und vollgepfropft ist, daß für ein einziges großes erhabenes Bild aus der Natur kein Platz mehr übrig bleibt, und die lebhafteste Einbildungskraft am Ende unter sich selbst erliegen muß!

Ankona, den 18. Oktober.

Der Wegweiser.

Da ich nun in Rimini von meinem Vetturin befreiet war, und das Wetter immer schöner wurde, so konnte ich mich nicht enthalten, eine Strecke meiner Reise zu Fuße zu machen. Zu dem Ende nahm ich mir meinen alten Wegweiser aus Rimini mit, der mich schon nach St. Marino begleitet hatte; dieser führte denn einen Esel bei sich, welcher mein Felleisen trug, und den sein Besitzer mit einer besondern Zärtlichkeit il cavallino (sein Pferdchen) nannte, indem er den eigentlichen Nahmen desselben sorgfältig vermied.

Wir wanderten am frühen Morgen bei etwas trüben Himmel, und einer angenehmen Kühle aus Rimini, durch den Triumphbogen des Augustus, auf der strada Romana nach Pesaro zu, hatten das Meer zur Linken, den hohen Berg von St. Marino zur Rechten, und vor uns allmälig sich erhebende Hügel.

Die Straße war nicht so reizend wie die von Bologna bis Rimini, aber doch nicht unangenehm. Die Hügel waren zum Theil bebauet, und boten

eine abwechselnde Aussicht dar, ob wir gleich zur Linken bald die Aussicht auf das Meer verlohren.

In den Gasthöfen, wo wir einkehrten, war das Gewöhnliche, was wir immer sogleich erhalten konnten, Trauben, Käse, Wein und Brodt. — Die Straße war ziemlich einsam — mein Wegweiser sang von Zeit zu Zeit seine langsame Arie: una bella contadina inamorar mi fä, in lauter halben Tönen, die gar keine angenehme Melodie machten. Dann drehete sich sein Gespräch immer um den Punkt, daß er zwar arm, aber ein vorzüglicher Galant' uomo (ehrlicher Mann) sey. — Siamo poveri, ma — (wir sind arm, aber — —) bei dem aber fügte er denn eine Pantomime hinzu, die den ganzen Werth seiner Ehrlichkeit bezeichnen sollte.

Diese Bemerkungen hatten Bezug auf den Umstand, daß mein deutscher Landsmann in Rimini, welcher mir Geld umwechselte, es mir im Beiseyn des Wegweisers heimlich gab, mit dem Bedeuten, es ihn nicht sehen zu lassen. Das hatte diesen Galant' uomo verdrossen, daher schrieb sich die öftere Wiederholung des Ausdruckes: siamo poveri, ma — —

Seine Aussicht auf die Zukunft bestand darin, daß, wenn er nun alt wäre, und nichts mehr verdienen könnte, ihm doch das noch übrig bliebe, mit dem Hute in der Hand zu sagen: date qualche cosa! (gebt mir ein Allmosen) welches er mit einer so vergnügten und hoffnungsvollen Miene vorbrachte, als ob er es wie eine Art von Versorgung oder Pension betrachtete, die ihm auf sein Alter gewiß sey.

Um desto mehr aber schalt er denn auch schon im Voraus auf die Vornehmen und Reichen, welche diese Versorgung auf alle Weise zu schmälern suchen, und statt einem Bajocko (ein 3½ Pennigstück) dem Armen einen Quattrino (einen Heller) hinwerfen; hierüber gerieth er denn in eine Erbitterung gegen die Reichen, und seine Deklamationen wurden immer heftiger.

Auf die Weise unterhielt mich mein Wegweiser aus Rimini, und versicherte mir, daß er nichts mehr wünsche, als immer so mit mir zu reisen, in qua, in la (hierhin und dorthin), ohne ein bestimmtes Ziel, weil er nehmlich auch schon in St. Marino mit mir gewesen war. Wenigstens wünschte er bis nach St. Loretto mit zu gehen, um auf die Weise einen doppelten Endzweck zu

erreichen; die Wallfahrt nach Loretto zu thun, und dazu noch Geld zu erwerben.

Wir kamen gegen Mittag in dem merkwürdigen Orte, Catolica an, der seinen Nahmen von der Orthodoxie hat. Denn die katholischen Bischöfe, welche im Jahr 1359 bei der Kirchenversammlung zu Rimini von den Arianern überstimmt waren, begaben sich hieher, und vertheidigten von hieraus ihre angefochtenen und erschütterten Glaubensartikel.

Eine ausführliche Inschrift an der Kirchenmauer erzählt diese Begebenheit, wodurch der Ort gleichsam zu einer Vestung des katholischen Glaubens wurde, aus welcher sich die geschlagenen Truppen gegen die siegenden vertheidigten.

Der Ort an sich selber ist lang und schmal; die Häuser sind niedrig, aber von Stein, und mit dicken Mauren versehen, einige scheinen sehr alt, und an Ruinen gebauet zu seyn.

Vor dem Thore des Gasthofes hörte ich, wie mein Wegweiser erzählte, daß er mit einem Signore foraltiere (fremden Herrn) zu Fuße gienge. Die Leute wunderten sich hierüber, und meinten, es werde denn wohl immer piano, piano gehen. — Piano? rief mein Wegweiser aus, und machte

eine Beschreibung von der Geschwindigkeit unsers zu Fuße Gehens, daß die Leute noch mehr in Erstaunen geriethen.

Denn, wie ich bemerkt habe, ist es auch hier etwas seltenes, daß man wohlgekleidete Leute zu Fuße reisen sieht. Wer nicht zu Wagen oder zu Pferde ist, reitet wenigstens auf einem Esel, welche letztere Art zu reisen hier gar nichts Auffallendes hat; denn unterweges sind uns schon zum öftern Geistliche und andre wohlgekleidete Personen, die auf Eseln ritten, begegnet.

Indeß wurde das Wetter immer schöner — der Himmel wurde heiter, und die Luft blieb kühle, so daß ich nicht leicht in meinem Leben einen angenehmern Spaziergang gemacht habe, als den von Rimini nach Pesaro. Mein Wegweiser wurde auch immer aufgeräumter, und feuerte mit Allegro! und Corraggio! seinen Muth zum Gehen an.

Allein ihm stand noch ein großer Verdruß bevor: in einem Dorfe hinter Catolica nehmlich, wo wir anhielten, war einem Herrn ein Schnupftuch aus der Tasche genommen, und dieser warf seinen Verdacht auf keinen andern als auf meinen Wegweiser, der ihm am nächsten gestanden hatte. — Dies brachte denn natürlicherweise

meinen

meinen Begleiter, der mir so oft wiederholt hatte: siamo poveri, ma — — in eine solche Wuth, daß jener sich bald zurück zog, und kein Wort mehr sagte.

Nun war auf unserm ganzen übrigen Wege nach Pesaro von nichts, als dieser Beleidigung die Rede. Und jede Periode schloß sich immer mit einer Pantomime, als wenn man einem den Dolch ins Herz stößt; das, meint' er nämlich, hätte jener signore für seine Beschuldigung verdient, und auf die Weise hätte er sich rächen sollen.

P e s a r o.

Wir kamen nun vor dem Schlosse der ehemaligen Herzoge von Urbino, Poggio Imperiale, vorbei, welches nur noch eine Meile von Pesaro entfernt ist, und auf einer Anhöhe eine sehr reizende Lage hat.

Es war schon gegen Abend, da wir uns Pesaro näherten, wohin uns der Weg durch eine anmuthige Gegend führte. In Pesaro waren die Straßen noch sehr lebhaft, und die Stadt schien volkreicher wie Rimini zu seyn.

Da wir nun hier in einem Gasthofe mitten in der Stadt eingekehrt waren, und von unserer Wanderung ausruhten, wußte mein Wegweiser nicht genug zu rühmen, was ihm diese Tagereise für Vergnügen gemacht habe; wie traurig und schläfrig die Leute in den Reisekutschen gesessen hätten, die uns begegneten, und wie munter und vergnügt wir den ganzen Weg über gewesen wären.

Sonderbar war es, daß dieser Wegweiser, so wie seinen Esel, il Cavallino (das Pferdchen), sich selber auch il Vetturino (den Fuhrmann nannte, ob wir gleich zu Fuße giengen; und also seinen Esel sowohl als sich um eine Note höher zu tituliren suchte.

Am andern Morgen früh ging ich auf dem Walle von Pesaro spazieren. Hier sah ich auf der einen Seite das adriatische Meer, und auf der andern die Stadt vor mir, welche ein nettes Ansehen hat, nur daß die meisten Straßen sehr enge, und gemeiniglich die schönsten Palläste in den engsten Straßen sind.

Die Hauptstraße und besonders der Markt, war sehr lebhaft; hier fand ich auch einen Buchladen, dessen Besitzer sich auf dem Schilde, eben so wie der in Rimini, libraro di Venetia (Buch=

händler von Venedig) nannte. Die Buchhändler von Venedig müssen also hier wohl in vorzüglicher Renommé stehen, wie aus diesem Zusatze zu schließen ist.

Die Feigen von Pesaro sind schon von Alters her berühmt, und werden für die besten in Italien gehalten. — Als ich einer Verkäuferin auf dem Markte zwei Bajock (ohngefähr sechs Pfennige) hingab, daß sie mir Feigen dafür geben sollte; so sahe sie mich verwundernd an, weil ich keinen Korb oder Sack bey mir hatte, worin ich die Feigen fortbringen wollte; alsdann stopfte sie mir beide Taschen voll, und dankte noch dazu für die zwei Bajock, die ich ihr gegeben hatte; in solchem Ueberfluß waren die Feigen.

Auf dem Markte steht auch eine marmorne Statüe des Pabstes Urbanus des Achten, der auf dem päbstlichen Stuhle sitzend, den Seegen ertheilet. An den Basteien, welche um die Stadt sind, befindet sich das päbstliche Wappen, worin sich hier die beiden Schlüssel, wie ein ordentlich bedeutendes Symbol ausnehmen, in so fern sich die lösende und bindende Macht, in dem Gebiete des Pabstes, auch auf die irrdischen Vestungen erstrecket.

Fano.

Von Pesaro bis Fano, welches nur sieben italiänische (kaum anderthalb deutsche) Meilen sind, machten wir einen Spaziergang dicht am adriatischen Meer, auf dem feuchten und kühlen Sande, wo sich die Wellen zu unsern Füßen brachen.

Zur rechten Seite sind kleine Anhöhen, und Fano, welches sich mit seinem kleinen Hafen ins Meer erstreckt, sieht man gleich von Pesaro aus deutlich vor sich liegen, so daß dieser Weg einem vorkommt, als ob man gar nicht auf der Reise begriffen wäre, sondern nur von einem benachbarten Orte zum andern einen Besuch machte.

Wir langten noch Vormittags in Fano an, welches ebenfalls ein kleiner lebhafter Ort ist, der in seinem äußern Ansehen viel Aehnlichkeit mit Pesaro hat.

Der Nahme dieser Stadt schreibt sich aus dem Alterthume her, weil der Glücksgöttinn hier ein Tempel (Fanum) von den Römern erbauet war; und es ist merkwürdig, daß diese Stadt noch jetzt eine Fortuna im Wappen führt, deren Statüe von Bronze auch einen Springbrunnen auf dem Marktplatze ziert. Auf den Ruinen von dem

Tempel der Glücksgöttin ist die Augustinerkirche erbauet.

Der Fluß Metauro, bei welchem das Heer des Asdrubal von den Römern geschlagen wurde, bildet dicht vor der Stadt einen kleinen Wasserfall. Auch siehet man hier einen marmornen Triumphbogen, der bei einer Belagerung der Stadt im Jahr 1458 zwar beschädigt, aber nicht zerstört wurde.

Das mittelste Thor ist nur davon noch übrig; denn die eine Seitenöffnung ist durch ein Haus verbauet, und die andere zum Behuf eines Kirchenbaues abgetragen. Das Ganze macht demohngeachtet einen sehr schönen Effekt, und man sieht noch die Spuren der alten Inschriften, die zum Theil verloschen, zum Theil mit Moose bewachsen sind.

Das Theater von Fano ist von solcher Pracht und Größe, daß man beinahe sagen könnte, diese kleine Stadt sey zu dem Theater, nicht das Theater für die Stadt erbauet.

Die Gemälde, welche ich in den Kirchen gesehen habe, stellen schwebende Heilige, voll Andacht knieende Mönche, u. s. w. dar; mich hat nichts davon vorzüglich angezogen; auch werfe ich auf

dieß alles nur einen flüchtigen Blick, weil ich dafür noch keinen Maaßstab und Gesichtspunkt habe, woraus ich es betrachten kann, so lange ich von demjenigen noch keinen anschaulichen Begriff habe, was die zerstreueten, einzelnen Schönheiten auf einmal in sich faßt, die sich in den mittelmäßigen Werken der Kunst unter dem Mangelhaften verlieren, und sich dem ungeübten Blick entziehen.

Senigaglia.

Von Fano bis Senigaglia waren noch ohngefähr drei deutsche Meilen, und wir machten uns also gleich nach Mittage auf den Weg, um vor Abend dort zu seyn. Ankona, das wie ein Vorgebirge oder Fels ins Meer hervortritt, konnten wir schon am Morgen liegen sehen.

Der Weg bis Senigaglia war nicht so angenehm, wie der von Pesaro bis Fano. Wir bekamen einen Gefährten, der in Senigaglia zu Hause war und meinen Wegweiser kannte, mit dem er sich in Unterredung einließ, und ihm, ohne daß ich befragt wurde, den Antrag that, daß wir die Nacht in seinem Hause herbergen sollten, wozu ich denn auf keine Weise geneigt war.

Als wir nun gegen Abend in Senigaglia in der Vorstadt anlangten, nöthigte unser Gefährte mich und meinen Wegweiser in sein Haus, das allein und ziemlich abgelegen stand; und als ich dieß verbat, ward mir der Einwurf gemacht, ich könnte doch nicht mehr in die Stadt kommen, weil das Thor schon zugeschlossen sey. — Ein unbekannter Mensch aber, der nicht weit davon stand, versicherte mir geradezu, ich könne noch sehr gut in die Stadt kommen, und nannte mir zugleich ein Thor, durch welches wir hinein müßten.

Mein Wegweiser sowohl als unser Gefährte schienen auf den Unbekannten, wegen der freundschaftlichen Auskunft, die er mir gab, sehr unwillig zu seyn, und ich wurde noch dringender eingeladen, da zu bleiben, weil man mich ganz vorzüglich gut bewirthen würde; worauf ich denn erklärte, daß ich schlechterdings in der Stadt im Posthause logiren müsse, und auf die Weise mit einigem Nachdruck die so sehr zudringliche, und mir eben deswegen einigermaßen verdächtige Einladung ablehnte, und nun auch den Entschluß faßte, meinen Wegweiser abzudanken.

Wir gingen nun in die Stadt, wo gleich beim Eintritt ins Thor einige schöne neugebaute Palläste

prangten. Im Posthause, wo wir einkehrten, schien man meinen Wegweiser sehr verächtlich anzusehen, und von unsrer Ankunft zu Fuße sich keinen hohen Begriff zu machen. Indeß wurde ich doch noch ziemlich gut bewirthet, und verabschiedete am andern Morgen meinen Wegweiser, zu dem sich schon ganz in der Frühe unser Gefährte eingefunden hatte, um sich vermuthlich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Nun machte ich denn am Vormittage einen Spaziergang nach der Stadt, die größtentheils aus neugebauten Häusern und regulären Straßen besteht, und wo noch itzt an vielen Orten gebaut wurde. Auch machte ich einen Spatziergang nach dem kleinen Hafen, dessen Damm oder Molo mit dem schwarzen Gitterthurme, der am Ende steht, einen schönen Prospekt macht. Auf den Straßen der Stadt hat man an vielen Orten die Durchsicht nach dem Meere. Längs dem Hafen hin sind einige prächtige Häuser und die Straßen schön und breit.

Im Hafen lagen aber nur kleine Schiffe oder vielmehr Fischerkähne, obgleich in der großen Messe, welche im Julius hier gehalten wird, Schiffe aus Norden und der Levante in diesem Hafen landen.

Als ich nun hier nach einem Kaffeehause auf dem öffentlichen Platze oder dem Markte ging, versammelte sich gleich eine Anzahl Vetturine um mich her, welche schon wußten, daß ich zu Fuße gekommen war, und mich zu bereden suchten, mit einem unter ihnen zu fahren, indem sie mir die Gefahr des Fußreisens so fürchterlich wie möglich zu schildern suchen.

Jemehr ich nun zu erkennen gab, daß ich entschieden sey, zu Fuß zu reisen, desto geringer wurden ihre Forderungen, bis sich zuletzt einer erbot, mich für vier Paul (etwas über einen halben Thaler) bis Ankona zu fahren, das von Senigaglia ohngefähr drei deutsche Meilen liegt. Dieß Anerbieten nahm ich denn an, und der Vetturin schien sehr zufrieden zu seyn, daß er nur etwas verdiente, weil er sonst leer hätte zurückfahren müssen.

Die Aussicht auf das Meer zur linken, und auf die Hügel mit den einzelnen Landhäusern zur rechten Seite, blieb noch immer dieselbe. Wir hatten die Stadt Ankona immer im Gesicht, die wie eine steile Felsenmasse ins Meer hervortrat, bis, so wie wir uns näherten, allmälig die Dächer der Häuser sichtbar wurden, und diese graue Felsen-

masse nach und nach das Ansehen einer Stadt bekam.

In der Nähe von Ankona kamen wir über einige Anhöhen, die eine vortrefliche Aussicht auf das Adriatische Meer und die jenseitigen Küsten darboten, die sich hier nun schon weit deutlicher als in Rimini zeigten, und den griechischen Himmel der Einbildungskraft und dem Auge darstellten.

Die Hügel selbst, über die wir fuhren, waren schön und fruchtbar, und die Stadt Ankona stellte sich mit ihrer amphitheatralischen Lage, je näher wir kamen, immer prächtiger dar. Aus der Masse der übrigen Häuser trat auf der Höhe ein majestätischer Dom mit einem Portikus hervor, der die Idee von einem alten griechischen Göttertempel erweckte, der auch ehemals der Venus geweiht, und von den alten Griechen oder Doriern erbaut, auf eben diesem Fleck soll gestanden haben, worauf sich ein Vers aus dem Juvenal bezieht:

Vor dem Tempel der Venus, vom Dorischen
Ankon emporgetragen.

Dicht vor der Stadt begegneten uns sehr viele wohlgekleidete Leute, welche spatzieren gingen. — Wir kamen durch eine enge Straße nach dem Post-

hause, und es war hier beinahe so gedrängt voller Menschen, wie in einer Londner Straße. Auch ist unter allen italiänischen Städten, die ich bis jetzt gesehen habe, Ankona bei weiten die lebhafteste.

Wir kamen noch zu Mittage hier im Posthause an, wo an der Wirthstafel gespeißt wurde, und die Bewirthung vorzüglich gut ist. Für Frühstück, Mittag, Abendessen und Logis, wurde zehn Paul (ohngefähr 1½ Thaler) bezahlt, welches um zwei Paul mehr ist, als man sonst gewöhnlich für die tägliche Zehrung entrichtet, wenn man alla mercantile (wie Kaufmann) reist; denn darnach wird man ordentlich gefragt, wie man bedient seyn will? und dann giebt es die beiden Arten, daß man entweder wie Kavalier, oder wie Kaufmann reist. Diese Eintheilung scheint darin ihren Grund zu haben, daß man sich unter der Benennung Kaufmann einen jeden denkt, der sich auf der Reise so ökonomisch wie möglich einzurichten sucht, wornach denn auch sogleich die Bedienung abgemessen wird.

Bei Tische sprach ich einen Deutschen, der ein katholischer Geistlicher war, und gerade von Rom nach Wien zurückkehrte. Dieser rühmte mir denn

am angelegentlichsten ein deutsches Gasthaus in Rom, wo ich ja nicht aus der Acht lassen sollte, meinen Tisch zu nehmen, wegen der vielen Vorzüge, die es vor den italiänischen Speisehäusern hätte. In Mantua sprach ich auch einen Kanonikus, der eben aus Rom zurückgekehrt war, und mir ebenfalls das deutsche Speisehaus ganz vorzüglich rühmte. Uebrigens sprachen diese beiden Herren von ihrem Aufenthalte in Rom eben nicht mit viel Interesse.

Ich machte nun gestern noch einen Spatziergang in der Stadt. Am lebhaftesten ist die Straße, welche sich am Fuße des Berges, worauf die Stadt erbaut ist, längs dem Meere hin erstreckt, und wo die Waarenlager, und gleich hinter den Häusern die Anstalten zu der Ausladung der Schiffe sind. Diese Straße ist gewissermaßen im Kleinen, was der Strand in London im Großen ist.

In dieser Straße ist auch die Börse, von der man auf einem Balkon eine herrliche Aussicht aufs Meer hat. Das Gebäude selbst ist prachtvoll verziert; in dem gewölbten Saale steht eine Religion von Marmor, und Glaube, Liebe und Hoffnung sind ebenfalls in Marmor abgebildet. Man kann hier auch Erfrischungen bekommen, und wegen der

vielen Fremden von allen Nationen, die man hier zusammensiehet, ist es sehr angenehm hier eine Weile zuzubringen. Ich wurde hier auch von einem jungen Menschen angeredet, der mich dem ersten Anblick nach gleich für einen Deutschen hielt, und mir sagte, daß er im Begriff sey, von hier aus zu Schiffe nach Venedig zu gehen.

An dem südlichen Ende der langen Straße längs dem Meere kömmt man durch einen engen Gang auf einmal an den Hafen, der mit seinem Molo und dem Triumphbogen des Trajanus auf demselben, einen prächtigen Anblick macht. — In dem Hafen lagen eine beträchtliche Anzahl großer Schiffe, worunter sich mehrere englische befanden. Und dieß ist also nun der Hafen, von dem es heißt:

Unus Petrus in Roma, unus portus in Ancona,
Ein Petrus ist nur in Rom, ein Hafen in Ankona.

weil dieser Hafen wirklich an der adriatischen Küste der vorzüglichste, und allen Religionen hier ein ungehinderter Aufenthalt verstattet ist, worauf die schöne Inschrift über dem einen Stadtthor anspielt:

Wechselseitige Treu und Glaube,
Auf welche der Flor eurer Stadt, ihr edlen Be-
wohner, sich gründet,
Freuen sich, hier in geselligem Frieden
An einem Orte zu wohnen.

Das Gewimmel so verschiedener Nationen und Kleidertrachten hier im Hafen und auf der Börse macht wirklich einen schönen Anblick, wozu sich noch die angenehme Vorstellung gesellt, daß man sich im Kirchenstaate befindet, und dennoch eine solche Freiheit und wechselseitiges Verkehr der verschiedensten Glaubensverwandten an diesem Orte statt findet.

Der Hafen heißt noch itzt in öffentlichen Inschriften der Hafen des Trajanus, welcher ihn auf eigene Kosten ausbessern ließ, und dem dafür, auf dem Molo dieses Hafens, ein Triumphbogen von schönem weißen Marmor von dem Senat errichtet wurde. — Dieser Triumphbogen ist noch ganz unversehrt, und gewiß eines der prächtigsten Denkmäler des Alterthums, obgleich die Statuen und Trophäen von Bronze, womit er ehemals verziert war, itzt nicht mehr daran vorhanden sind.

Die Quaderstücke, woraus er bestehet, sind von parischem Marmor, und so genau mit eisernen

Klammern an einander gefügt, daß man kaum die Fugen sehen kann. Er hat vier korinthische Säulen, und einen Durchgang mit einer Attika darüber, auf welcher nach der Stadtseite zu noch die alte Inschrift steht:

Der Senat und das römische Volk haben dem Trajan diesen Triumphbogen errichtet, weil er diesen Hafen auf eigene Kosten, zu der Sicherheit der Schiffenden in bessern Stand gesetzt, und wieder hergestellt hat.

Auch die Nahmen der Frau und Schwester des Trajans, welche er vorzüglich liebte, sind an den Seiten zwischen den Säulen eingehauen, und dem Nahmen des guten Kaisers zugesellt worden.

Mit dem einen Fuß steht dieser Triumphbogen im Meere und mit dem andern auf dem Molo; auf einer kleinen Mauer kann man bis dicht heran gehen, und dieses Denkmal auch nach oben zu ganz in der Nähe betrachten, wo man die erstaunliche Größe der Marmorblöcke, woraus es zusammengesetzt ist, deutlich bemerken kann; ein solches Werk mußte freilich wohl anderthalb Jahrtausenden trotzen, und das Gepräge der Vorzeit unversehrt auf die Nachwelt bringen.

Aber eine der wunderbarsten Empfindungen ist es, sich diesen Zeitraum, und die Generationen zu denken, die in diesem Zeitraum verschwunden sind, und nun ein Werk von Menschenhänden gemacht vor sich zu sehen, das alle diese Generationen ausgedauert hat, und nun in seiner ursprünglichen Pracht und Schönheit, sich noch itzt, wie damals, dem Auge der Lebendigen darstellt.

Einen furchtbaren Anblick machten die Galeerensklaven, welche gegen Abend, Paarweise, mit ihren Ketten klirrend, unter der Anführung ihres Befehlshabers oder Zuchtmeisters, auf dem Molo aufzogen, und ein frölichеs Lied sangen.

Als der Zug zu Ende war, und alle gezählt waren, lagerten sie sich auf den Boden, wo einige das Geld zählten, das sie sich den Tag über in der Stadt erbettelt, oder mit Arbeit erworben hatten, und einige sogleich wieder mit einander darum würfelten.

Die Verschiedenheit unter diesem Haufen war erstaunlich: — einige waren zerlumpt und halb nakt, und machten mit ihrem straubichten Haar einen abscheulichen Anblick, — andere waren so wohl gekleidet, daß nur die Kette am Fuße verrieth, daß sie zu der Anzahl der Uebrigen gehörten.

Ihr

Ihr Anführer, dessen Anzug selbst ziemlich schlecht war, las zur bestimmten Stunde ihre Nahmen ab, und sie mußten Paar bei Paar in ihren Kerker gehen, worin sie die Nacht über eingesperrt werden.

Es war erstaunlich, welche Ruhe und Zufriedenheit sich auf den Gesichtern der meisten auszeichnete, und wie sie gerade so vergnügt waren, und untereinander scherzten und lachten, wie Leute, die nach vollbrachter Tagesarbeit, sich nun in ihren Häusern unter den Ihrigen wieder finden, und in ihren Betten sich niederlegen.

Da, wo man durch einen engen Gang aus der Stadt auf den Molo geht, wurde von allerlei zusammengeraftem Holzwerk, und andern brennbaren Sachen zur Vertreibung der schädlichen Dünste, ein großes Feuer unterhalten, und gegen Abend wurde es schon so kühle, daß man sich an diesem Feuer zugleich wärmte.

Es war übrigens ein sehr schöner Abend, und ich machte nun noch einen Spaziergang in der Stadt von unten bis oben hinauf, wo denn natürlicher Weise, die Straßen immer enger, das Aufthürmen der Häuser übereinander immer gedrängter wurde. — Auf den Straßen war es sehr

lebhaft, und eine große Anzahl Leute gingen immer mit mir nach einer Richtung die Stadt hinauf, bis wir auf einmal auf einen großen und schönen Platz vor der Hauptkirche gelangten, die, wenn man sich der Stadt nähert, mit ihrem hervorspringenden Portikus schon einen so prächtigen Anblick macht.

Auf dem Platze vor dieser Kirche gingen nun die Einwohner von Ankona spazieren, um der schönen Aussicht und der frischen Abendluft zu genießen.

Heute früh wiederhohlte ich meinen Spaziergang von gestern Abend, und stieg noch eine kleine Anhöhe hinauf, bis zu der Kirche St. Cyriac, wo ich nun vor mir das adriatische Meer und die jenseitige Küste, und zu meinen Füßen den Hafen mit seinen beiden Triumphbogen sah; denn nicht weit von dem Triumphbogen des Trajans ist noch ein anderer moderner unter dem Nahmen des Klementinischen Bogens, aber nicht von Marmor, errichtet.

Ich konnte gerade auf den mit einer hohen Mauer umgebenen schmutzigen Hof auf dem Molo, hinunterblicken, der die Galeerensklaven einschloß. Hier sah ich nun deutlich ihre ganze häusliche Ein=

richtung, das ganze Gewühl und Gewimmel der in diesen engen Raum eingesperrten beträchtlichen Anzahl von Menschen; wie sie mit ihren Töpfen und Kesseln durcheinanderliefen; einige auf der schmutzigen Treppe lagen und würfelten, andere sich ihr Frühstück kochten; und wie diese hier vereinte Familie den schönen Morgen genoß, dessen erquickender Glanz ihnen freilich nur zum Theil vergönnt wurde; denn noch ließen die hohen Mauern keinen Strahl der Sonne in diese gemeinschaftliche Schlafstätte fallen.

So wie man nun von dieser steilen Anhöhe der Stadt immer tiefer hinuntersteigt, vermehrt sich das Leben und Gewühl; die Straßen, in denen oben die Häuser wie Nester an dem Felsen hängen, erweitern sich allmälig, bis man ganz unten schöne Gebäude, geräumige Plätze, und alle Merkmale einer wohlhabenden Stadt siehet.

Einen prächtigen Anblick macht das Lazareth, welches mitten im Meere angelegt ist, und wo alle aus der Levante kommenden Schiffe Quarantaine halten müssen. Der Zweck dieses Gebäudes ist durch die simple Inschrift bestimmt:

Ad suspicionem pestilentiae amovendam.

Den Argwohn wegen der Pest zu verbannen.

An der Landseite ist ein schöner Spaziergang, wo man dieß Gebäude genau betrachten kann; es ist wie eine Festung mit Mauern und Thürmen umgeben, und inwendig sind erst die Wohnungen, deren Fenster nicht nach außen, sondern alle auf den Hof zu gehen; in der Mitte auf dem Hofe ragt eine Kapelle von besonderer Bauart hervor. Von dem berühmten Baumeister Vantirelli schreibt sich der Plan zu diesem Gebäude her.

Als ich von diesem Spaziergange wieder in die Stadt zurückkehrte, begegneten mir eine Anzahl Galeerensklaven, welche Tonnen trugen; ich hörte ihre Ketten schon von ferne klirren, und dachte mir alles Schreckliche ihres Zustandes, welches bald verschwand, da ich näher kam, und sah wie sie mit den Leuten in der Stadt vertraulich sprachen, von Vorbeigehenden angeredet wurden, und sich mit ihnen grüßten, gleichsam als ob sie gar nicht von der Gesellschaft der übrigen ausgeschlossen wären, und in ihrer Funktion mit zu dem Staate gehörten.

Als ich nun zum erstenmale auf den Markt kam, überraschte mich das erstaunliche Gewühl von Menschen, von allerlei Stand und Nationen, worunter sich besonders viele Griechen befanden.

Die Tracht der Bäuerinnen zeichnete sich durch eine besondere Art Deckel oder Mützen auf dem Kopfe mit herunterhängenden Fransen aus. Da, wo das Gemüse verkauft wurde, klang das einzige Wort Bajocki (eine päbstliche Scheidemünze von Kupfer) mir von allen Seiten her in die Ohren; denn mit Bajocki werden hier im Kleinen alle Rechnungen abgethan, und die Rechnung mit dem päbstlichen Gelde ist sehr leicht; denn zehn Bajocki machen einen Paul (ohngefähr 4 Groschen), und zehn Paul einen Skudo. In der hiesigen groben Aussprache der Bauern und des gemeinen Volks aber heißt un paulo, un pawolo.

Die Bildsäule des Pabstes Clemens des Zwölften in Ankona.

Auf dem Marktplatze vor der Kirche des heiligen Dominikus steht die Statüe des Pabsts Klemens des Zwölften von Marmor, und die Inschrift sagt, daß ihm der Senat und das Volk von Ankona diese Statüe deswegen errichtet habe:

weil er mitten im Meere, um die Pest abzuwenden, ein geräumiges Gebäude für die ankommenden Frem-

den errichtet; den Hafen des Trajanus verlängert und erweitert, von Abgaben befreit, ihn allen Nationen eröfnet, und dadurch den Handel befördert, und den Wohlstand dieser Stadt vermehrt habe.

Diese Art Inschriften, wodurch genau bestimmt wird, warum jemanden irgend ein Ehrendenkmal errichtet sey, hat sich doch noch aus den alten römischen Zeiten erhalten, und gewiß etwas vorzuglich Ehrwürdiges, weil sie dem Volke selbst sowohl, als demjenigen, welchem es seine Dankbarkeit bezeigt, gleichsam einen höhern Werth giebt. Das Volk huldiget nicht bloß, sondern es belohnet.

Die seegnende Stellung nimmt sich bei dieser Bildsäule vorzüglich schön aus, weil sie gerade auf dem Platze errichtet ist, wo das größte Leben und Gewühl herrscht, und das Gewimmel von Menschen aus verschiedenen Nationen sich zusammendrängt, die nun grade dieser Seegnungen von Toleranz und Glaubensfreiheit genießen, welche von jenem, in dem Marmor verewigten Regenten ertheilet wurden, und gewiß konnte einem Pabste nie eine ehrenvollere Statüe, als diese, errichtet werden.

Die herrlichsten Feigen und andre edle Früchte waren hier im Ueberfluß, und die reiche und ergiebige Mark Ankona prahlte hier mit allen ihren Schätzen.

Die schöne Kirche, die prächtigen und hohen Palläste, die Kurie mit ihren Thürmen, und unten die Wache, alles trägt dazu bei, die Lebhaftigkeit und das stattliche Ansehen dieses schönen Platzes zu vermehren. Die Päbstlichen Soldaten, welche vor der Wache spazieren gingen, waren alle sehr wohl genährt und gekleidet, und schienen es sich ziemlich bequem zu machen. Hier war nichts Strenges und Rigoröses, und auch sie schienen unter der seegnenden Hand ihres obersten Chefs ein vergnügtes und ruhiges Leben zu führen. — An einem Hause auf diesem Platze las ich die Inschrift:

Officium sanitatis commoditati nobilium.

An manchen Orten in der Stadt wurde gebaut; von den Schiffen aus dem Meere wurden große Steine hinaufgewunden; überall wo ich hinkam, sah ich Geschäftigkeit und Betriebsamkeit von Hohen und Niedrigen; und selbst kleine Kinder waren schon mit Arbeit und Zulangen beschäftigt; die

Freiheit und ungestörte Geselligkeit scheint hier alles mit neuem Muthe zu beleben.

Auf meinem Spaziergange nach der Citadelle, welche auf der höchsten Anhöhe des Hügels von Ankona liegt, kam ich ganz oben noch durch eine schöne breite Straße, wo mir eine lange Procession begegnete, welche zwei Heiligenbilder trug. Die jungen Leute, und besonders die Mädchen, welche dieser Prozession folgten, hatten alle eine sehr lebhafte und blühende Gesichtsfarbe, die ich nun schon auf dem ganzen Striche am Meere von Rimini an bemerkt habe.

Als ich wieder hinabstieg, und an das Thor kam, aus welchem ich nach Loretto fahren werde, fand ich dieß Thor, dem Heiligen zu Ehren, dessen Fest heute gefeiert wird, mit Festons und Blumenkränzen geschmückt, und als ich von da zu Hause kehrte, fand ich die Straße an beiden Seiten mit papiernen Cylindern besetzt, die mit Pulver angefüllt waren, und dem Heiligen zu Ehren wie Kanonen abgefeuert wurden.

Heute Mittag habe ich denn auch die berühmten Ankonischen Seekrebse oder Hummer als eine sehr wohlschmeckende Speise kennen lernen, und nun kommt mein alter Vetturin, der mich von

Senigaglia bis Ankona für die Summe von vier Paul gebracht hat, und erbietet sich, mich um eben den Preis noch heute Nachmittag bis Loretto zu fahren, so daß wir den Abend bei guter Zeit dort anlangen sollen; diese bequeme und wohlfeile Wallfahrt will ich mir denn gefallen lassen, und für diesmal bis auf meine nächste Station von Ihnen, mein Theuerster, Abschied nehmen.

Loretto, den 20. Oktober.

Als ich vorgestern Nachmittag von Ankona abreiste, erhielt ich unvermuthet noch einen Reisegesellschafter, welcher erst vor dem Thore aufstieg, und von seinen Freunden, die ihm glückliche Reise wünschten, in einem so treuherzigen Tone Abschied nahm, wie ich ihn in der italiänischen Sprache noch nicht bemerkt habe.

Mein Reisegesellschafter war ein ältlicher sehr gesprächiger und freundlicher Mann, aus Loretto gebürtig, und es dauerte nicht lange, so gesellten sich zwei Fußgänger zu uns, die auch aus Loretto waren, und immer in ziemlich starkem Schritt neben dem Wagen hergingen; diese sprachen nun mit meinem Gefährten von allerlei Stadtneuigkeiten, die sich in Loretto ereignet hatten, und die sie zum Theil als bekannt voraussetzten, so daß es mir auf die Länge auch fast vorkam, als ob ich in Loretto zu Hause wäre.

Vorzüglich war die Rede von einem entlaufnen Galeerensklaven, der ein Anverwandter von dem einen Fußgänger war, welcher außerordentlich viel zu seinem Lobe sagte; und hier bemerkte ich wieder, daß der Nahme Galeerensklave in den

Ohren dieser Leute gar nicht so fürchterlich klinget, sondern daß sie von diesem Zustande, wie von einem gleichgültigen Schicksal sprachen, das einen jeden betreffen kann, und welches in der Erzählung gar nichts Auffallendes hat.

Die Landstraße von Ankona nach Loretto war abwechselnd hoch und tief; das Meer zur Linken zeigte sich bald, und bald verschwand es wieder.

Wir kamen durch ein Dorf, wo uns wiederum eine sehr zahlreiche Prozession begegnete, und papierne Kanonen, so wie in Ankona, zu Ehren des Heiligen abgefeuert wurden.

Jemehr wir uns Loretto näherten, desto reizender und einem Lustgarten ähnlicher wurde die Gegend; wir fuhren nun noch weit in die Tiefe hinab, und dann eine ziemliche Anhöhe nach Loretto hinauf, das man immer schon von weiten auf dem heiligen Berge liegen sah, welchen nun schon so mancher Pilger sich zum Ziele seiner Wallfahrt gesetzt, und mühsam erstiegen hat. — Wir fuhren ihn sehr bequem hinauf, in einer fast immerwährenden Allee, und in der Abendkühle kam der frische Duft von den Bäumen uns entgegen.

Loretto.

Als wir gegen Abend in Loretto anlangten, waren die Straßen noch ziemlich lebhaft, und ich machte von dem Gasthofe aus, wo wir einkehrten, noch einen Spaziergang nach der Santa Casa, wovon ich für jetzt nur die äußere prachtvolle Umgebung, aber noch nicht das innere Heiligthum sahe.

Ich ging darauf nach der andern Seite von Loretto, und blickte von dem Hügel auf das adriatische Meer. Als ich zurückkehrte, war schon Licht in den Häusern, wo die Leute bei eröfneter Hausthür auf dem Flur noch arbeiteten oder ihre Abendmahlzeit hielten, welches einen angenehmen Anblick machte, indem man das häusliche Leben so vieler Familien gleichsam mit einem Blick übersehen konnte.

Als ich in dem Gasthofe nach dem Preise der täglichen Bewirthung fragte, stellte man mir frei, ob ich für acht, oder sechs, oder vier Paul bedient seyn wollte; ich wählte das Letztere, und befinde mich gar nicht übel dabei; erhalte zwar Mittags und Abends nur ein Gericht, aber dies recht gut zubereitet, und in reichlicherem Maaße, als ich bedürfte.

Ein paar Eheleute, die als Pilgrimme hier sind, lassen sich auf eben den Fuß speisen, und wir essen gemeinschaftlich auf einem Saale. Der Pilgrimm macht sich durch ein silbernes Herz kenntlich, das er auf dem Oberrocke trägt, und vermuthlich zum Opfer darbringen will. Uebrigens scheinen jetzt gerade nicht viel Pilgrimme hier zu seyn.

Heute in aller Frühe machte ich wieder einen Spaziergang nach den Anhöhen von Loretto; die Sonne stieg über dem Meere auf, indeß der Mond in Nebel über den Bergen schwand, die sich in einer langen majestätischen Kette tief ins Land hin erstrecken, während daß nun über dem Meere die Küsten von Griechenland ganz deutlich vor mir lagen.

Zur Linken schimmerte im Sonnenglanze der prächtige Tempel, welcher das heilige Haus umschließt, mit dem schöngebauten Thurme darneben, und dem Säulengange, der den Vorhof zu diesem Heiligthume ziert.

Loretto selbst hat ein sehr angenehmes Ansehen; die Straßen gehen hoch und tief, und die Häuser sind mit Gärten untermischt. Besonders

schön ist die Strada Romana, da wo sie sich den Berg hinunterwindet.

Zur Linken sah ich bei meiner Rückkehr von der Anhöhe den hohen Berg bei Ankona, und die Hügel in der Nähe und in der Ferne mit Städten und Dörfern besäet, und zur Rechten über kleine waldigte Hügel das Meer; — und nun war denn auch mein erster Gang nach der

Santa Casa,

oder dem heiligen Hause, das wie ein kostbares Kleinod in einem doppelten Gehäuse verwahrt ist, und seinen Namen von der frommen Dame Laureta führt, in deren Gebiet in dem Walde von Rekanati, es zuerst von den Engeln, die es über das Meer durch die Lüfte trugen, niedergesenkt wurde, und von ihr den Nahmen Domus Lauretana erhielt.

Der Räuber wegen, welche die Pilger in diesem Walde beunruhigten, huben es die Engel von dort wieder auf, und trugen es tausend Schritte weiter auf einen Berg, wo es aber durch den Zwist zweier Brüder, denen dieser Berg gehörte, und welche sich um den Gewinnst dieses heiligen

Hauses durch die Pilgrimme, stritten, entweiht, von den Engeln aufs neue emporgetragen, an dem Orte, wo es jetzt steht, niedergesenkt, und nachher doppelt verwahrt und mit einer prächtigen Kirche umbauet wurde, wodurch es nun gleichsam hier fixirt ist, und nicht so leicht von den Engeln oder ihren Repräsentanten wieder weggetragen werden kann.

Die Geschichte dieses heiligen Hauses sagt, daß im Walde zu Rekanati, wo es zuerst sich niederließ, sich die Bäume neigten, und so lange, bis die letzten ausgerottet wurden, in dieser Stellung blieben; daß aber die übrigen Geschichtschreiber Italiens von diesem Hause geschwiegen haben, sey aus Bescheidenheit geschehen, weil man gezweifelt habe, ob auch die Nachwelt solchen Wundern Glauben beimessen würde.

Der Platz vor der Kirche macht einen prachtvollen Anblick; man sieht an der einen Seite dorische und korinthische Säulen übereinander, mit Bogenstellungen dazwischen, und an der andern die schönen Klostergebäude.

Die Hauptthür zu der Kirche ist von Bronze, und es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in diesen Tempel tritt, und in der Mitte

desselben wieder einen kleinen Tempel von nicht unbeträchtlichem Umfange sieht, dem der erstere nur zur Decke oder Umgebung dient. — Alles erweckt hier die Idee von einem Heiligen und Allerheiligsten, wie im Salomonischen Tempel; denn der kleine Tempel, den man in der Mitte des großen siehet, ist auch nur wieder eine Umgebung oder Umhüllung des Allerheiligsten, dessen strahlender Schimmer durch eine Gitteröfnung, wie aus einem heiligen Dunkel hervorbricht.

Rund herum an den Seiten in der Kirche saßen die finstern und ernsthaften Bußpriester in ihren Beichtstühlen, und über einem jeden Beichtstuhle stand mit großer Schrift der Nahme des Landes, dessen Einwohnern hier die Absolution in ihrer eigenen Sprache ertheilet wurde, als Germania, Polonia, Hispania, u. s. w. Diese Inschriften selber bezeichnen also schon diesen Tempel als einen solchen, wo alle Völker und Nationen von den entferntesten Enden sich versammlen.

Ich näherte mich nun auch dem Heiligthume, und das erste, was mir auffiel, war eine Inschrift an der marmornen Einfassung des heiligen Hauses: daß man ja nicht unwürdig diesen Ort betreten

treten solle; denn der Erdkreis besitze nichts Heiligeres.

Orbis terrarum nil sanctius habet!

An den äußern Wänden dieses Marmorhauses befanden sich nun eine Menge Basreliefs, welche vorzüglich Scenen aus der Geschichte der heiligen Jungfrau darstellen, und den andächtigen Pilger auf den Eintritt in das Allerheiligste vorbereiten. Aber auch schon diese äußere Marmorwand denkt man sich von der Heiligkeit dessen, was sie umschließt, durchdrungen; denn ihr werden von den Pilgrimmen, ehe sie in das Innere treten, tausend Küsse aufgedrückt, und die Spur des immerwährenden Kniens um diese Wände ist selbst dem marmornen Fußboden eingegraben.

Ich gesellte mich nun zu noch einigen Fremden in der Kirche, und machte mich zum Eintritt in das heilige Haus gefaßt; vor der Thür stand eine Schildwache, und wir mußten an einen Mann, der nicht weit davon in einer Art von Komtoir saß und schrieb, unsere Stöcke, und wer einen Degen trug, seinen Degen abgeben; dann wurden wir erst in die eine Abtheilung des heiligen Hauses gelassen, worin der heilige Kamin (il santo ca-

mino), wo die Jungfrau Maria kochte, die hölzerne Schaale, woraus sie mit dem Jesuskinde aß und das wunderthätige Bildniß der heiligen Maria von Cedernholz selbst befindlich ist.

Ihr Antlitz ist schwarz, wie einer mohrischen Königin Sie trägt eine von Juwelen strahlende Krone auf ihrem Haupte, und ihr Gewand ist ganz mit Edelgesteinen besäet, wovon der Schimmer bei dem Glanz der goldnen Lampen beinahe die Augen blendet.

Sobald wir hier hereintraten, kniete alles nieder, und einem jeden von uns wurde die hölzerne Schaale, woraus das Jesuskind gegessen hatte, zum Küssen dargereicht. Alsdann war es uns erlaubt wieder aufzustehn, und mit Muße die Gegenstände zu betrachten, da man ohnedem durch den Schimmer von Gold und Edelgesteinen, und durch den Schein der Lampen, beim ersten Anblick mehr in Erstaunen gesetzt wird, als daß man etwas deutlich unterscheiden könnte.

Zur Rechten der heiligen Jungfrau wird ihr von einem Engel aus gediegenem Golde ein Herz überreicht. Ein Geschenk der Mutter des Prätendenten, da sie sich von der heiligen Jungfrau einen Prinzen erbat.

Auf der andern Seite bringt ein silberner Engel von dreihundert Pfunden der Jungfrau Maria ein goldnes Kind von vier und zwanzig Pfunden dar, welches bey der Geburt Ludwigs des Vierzehnten von dessen Vater in dies Heiligthum geschenkt wurde; der übrigen goldnen und silbernen Kinder zu geschweigen.

In der hölzernen Schaale, die wir küßten, werden Paternoster umgerührt, welche alsdann eine besondere Kraft haben, und den Pilgrimmen um den doppelten Preis verkauft werden.

Aus dieser Küche der Jungfrau Maria traten wir nun heraus, und wurden durch einen andern Eingang durch das Marmorhaus, welcher dem Haupteingange in die Kirche gegenüber ist, in das eigentliche Wohnzimmer der heiligen Familie geführt, wo jeder, der in der ersten Abtheilung gewesen ist, eine Messe hört, und also in einem fort, so lange Besuchende und Pilgrimme da sind, Messe gelesen werden muß.

Hier machen nun die leeren ungeschmückten Wände von bloßen rothen Backsteinen einen sonderbaren Anblick, wenn man sich denkt, daß diese schlechten und wohlfeilen Ziegel mit so vieler Pracht und Schätzen umgeben und eingefaßt sind;

und wenn irgend etwas bei dem gläubigen Pilgrim die Idee von Heiligkeit vermehren kann, so ist es dieser Kontrast.

Und dies war also nun das eigentliche heilige Haus, worin ich mit den übrigen kniend eine Messe hörte. Der Altar stand am Ende gerade dem Eingange gegenüber, und über dem Altare war ein Gitter, durch welches das Bild der heiligen Jungfrau in der andern Abtheilung mit aller seiner Pracht schimmerte; und dies war eben der Glanz, der schon bei dem großen Eingange in die Kirche, einem wie aus einer dunklen heiligen Ferne entgegenstrahlt.

Zur linken Seite des Altars war oben eine Oefnung, wie ein Fenster, in der Mauer, durch welches Gabriel der Jungfrau Maria den englischen Gruß brachte, da sie eben auf dem Fleck betete, wo itzt der Altar steht.

Da nun dieser englische Gruß in der katholischen Welt von den Lippen so vieler Tausenden ertönt, und beinahe das erste ist, was die Zunge des Kindes stammeln lernt; was kann dem andächtigen Pilger wohl heiliger seyn, als nun, seinem Glauben nach, auf demselben Fleck sich zu befinden, wo eben dieser Gruß aus dem

Munde des Engels selbst ertönte, der ihn der heiligen Jungfrau brachte.

Der Schatz des heiligen Hauses

wird alle Morgen von eilf Uhr an beinahe zwei Stunden lang einem jeden Fremden, der ihn sehen will, unentgeldlich gezeigt; und mehr Edelgesteine und Kostbarkeiten mögen sich denn doch wohl nicht leicht in einem so kleinen Raum, wie hier, zusammenfinden.

Der Schatz ist nehmlich in einer Art von Sakristei in Wandschränken mit gläsernen Thüren aufbewahrt, und Gold und Silber scheinet das Geringschätzigste unter dem, was man siehet, zu seyn: denn Gewände, Kelche, Monstranzen, Tabernakel, und was an Heiligthümern in diesen Schränken prangt, ist mit Edelgesteinen ganz besäet.

Die Königin Christina von Schweden hat Krone und Zepter, von Edelgesteinen strahlend, als sie die königliche Würde verließ, hier zu den Füßen der heiligen Jungfrau niedergelegt, und dieses große Opfer prangt nun mit in dem Schatze des heiligen Hauses zu Loretto.

So widmete der gelehrte Justus Lipsius seine Feder der heiligen Jungfrau, und auch diese wird hier aufbewahrt.

Ganze Städte haben ihre Ehrfurcht gegen die heilige Jungfrau an den Tag gelegt, indem sie, in Silber abgebildet, hier zum Opfer dargebracht, den heiligen Schatz vermehren.

Ja was ist hier nicht alles der heiligen Jungfrau dargebracht! Ein Priester auf einem Gemählde in der Kirche vom heiligen Hause opfert ihr sogar sein Eingeweide; denn als ihm, wie die Legende sagt, die Türken das Herz ausrissen, und spottend hinzusetzten, er möge es nun der heiligen Jungfrau darbringen, brachte er es ihr wirklich dar, und starb erst, nachdem er dies mit Andacht verrichtet, und durch den Genuß des Sakraments sich zum Tode bereitet hatte.

Auch müssen die Kastraten, welche als Priester am Altare der heiligen Jungfrau Messe lesen, dasjenige bei sich tragen, durch dessen Mangel sie sonst zu diesem Dienste unfähig seyn würden.

Wegen der Türken ist man ziemlich unbesorgt, daß sie hier eine Landung unternehmen möchten; denn wie die Sage geht, wurden sie vor zweihundert Jahren, da sie hier eine Landung wagen

wollten, mit Blindheit geschlagen, und mußten unverrichteter Sache wieder nach Hause kehren.

Zwei Schränke zeigt man voll von Dolchen und andern mörderischen Gewehren, welche die bekehrten Banditen, so wie Justus Lipsius seine Feder, und die Königin Christina ihre Krone und Zepter, hier der heiligen Jungfrau darbrachten.

Den Türken abgenommene Waffen und Rüstungen werden als heilige Trophäen im Arsenale gezeigt.

Beinahe scheint es, als ob seit dem Wunder vor zweihundert Jahren die Türkischen Seeräuber noch mit Blindheit geschlagen wären, daß sie seit so geraumer Zeit auf diesen unvertheidigten Schatz noch keine Unternehmung gewagt haben.

Die Weinkeller des heiligen Hauses, unter dem Pallaste, der dazu gehört, und der Geistlichkeit zur Wohnung dient, sind von ungeheurer Größe, und mit angefüllten Fässern von erstaunlichem Umfange versehen. — In der Apotheke des heiligen Hauses befinden sich die Gefäße von Fayance, welche von Raphael gemahlt seyn sollen.

Einem Aufzuge von Pilgrimmen, welche durch die Stadt nach dem heiligen Hause ziehen, habe ich nicht beigewohnt, weil jetzt nur wenige hier

sind, von denen ich mir aber doch einen Begriff von einem solchen Aufzuge machen kann. — Die Tracht mit Mänteln von Wachstuch ist eine gute Erfindung für den Wanderer, um gegen den Regen geschützt zu seyn.

Als ich nun den Schatz des heiligen Hauses gesehen, und zu Mittage gegessen hatte, ging ich noch ein wenig in der langen und schmalen Straße von Loretto spazieren, wo die Kaufläden an beiden Seiten ein unterhaltendes Schauspiel darbieten; denn hier siehet man nichts, als Rosenkränze von allerlei Art, Kruzifixe, bleierne Schaumünzen mit heiligen Geprägen, geweihte Bänder und Mützen, u. s. w., welches alles dadurch einen doppelten Werth erhält, daß es in der hölzernen Schaale umgerührt ist, woraus das Jesuskind gegessen hat.

Ich kaufte einen artigen Rosenkranz, der zwischen den kleinen braunen Kügelchen mit feinem Silberdrath umwunden war, für zwei Paul; — und nun erbot sich wieder ein Vetturin, der mich sogleich für einen Fremden erkannte, und vermuthete, daß ich nach Rom ginge, mich für vier Paul bis Macerata zu fahren, welches ohngefähr so weit von hier, wie Loretto von Ankona liegt.

Dieser Vetturin, obgleich in der gewöhnlichen Tracht mit Mütze und Jacke, war sehr reinlich und wohl gekleidet, und hatte ein paar schöne Pferde vor seinem Wagen. Er gab sogleich die Kappara, nehmlich einen Paul, auf die Hand, zur Sicherheit, daß ich auch mit ihm fahren würde.

Nun kam ich auf den Marktplatz von Loretto, wo ein Kastrat in geistlicher Kleidung mich in gebrochenen Deutsch anredete, weil er mich gleich, dem Ansehen nach, für einen Deutschen hielt; wie ich denn überhaupt auf meiner bisherigen Reise bemerkt habe, daß die Italiäner sehr geübt sind, Engländer, Deutsche, Franzosen, u. s. w. gleich beim ersten Anblick zu unterscheiden.

Als ich dem Kastraten sagte, daß ich aus Berlin sey, erzählte er mir, daß er bei der dasigen Oper engagirt gewesen wäre; als ich ihn hierauf fragte, was er jetzt bediente, so gab er mir naiv genug zur Antwort: ick bin nun hier bei die Mutter Gottes angestellt.

Nun war seine erste angelegentliche Frage an mich, ob ich ein Katholik sey; als ich ihm, seinem gutgemeinten Wunsche gemäß, mit ja antwortete, ergriff er sehr freundschaftlich meine Hand,

und erzählte nun allen Leuten auf dem Markte, als ein Wunder, daß ich aus dem ketzerischen Berlin und demohngeachtet ein Katholik sey, worauf sich sogleich ein Vetturin, der freilich eben nicht das honetteste Ansehen hatte, erbot, mich für zwei Zecchinen von Loretto bis Rom zu fahren.

Um dies Anerbieten anzunehmen, mußte ich nun erst meinen vorigen Vetturin befriedigen, indem ich ihm die Kappara oder das Haudgeld verdoppelt zurückgab. Dieser aber wollte damit nicht zufrieden seyn, sondern tutta la Vettura (die ganze Fuhre von Loretto bis Macerata) und also vier Paul bezahlet haben; und zwar aus dem Grunde, weil ich ihn deswegen abdankte, um mit einen andern Vetturin zu reisen, der gewiß ein Bandit und Spitzbube seyn müsse, weil er mich sonst nicht für zwei Zecchinen nach Rom fahren könne.

Der Vetturin, mit dem ich zankte, hatte, wie ich schon bemerkt habe, ein stattliches Ansehen, und auch bei dem Streite selbst hatten seine Gestus und Ausdrücke mehr Offenes und Gerades, als Hämisches und Tückisches.

Als er mir demonstrirt hatte, warum er Recht und ich Unrecht habe, fügte er hinzu: so ist die

Sache, se capisce Italiano! (wenn der Herr Italiänisch versteht); welches aus seinem Munde eben so klang, als wenn jemand bei uns in der Hitze des Affekts sagt: so ist die Sache, wenn der Herr Deutsch versteht!

Ein Haufen Leute, die unser Streit herbeilockte, versammlete sich auf der Straße um uns her, wovon einige mir, andere dem Vetturin Recht gaben. Dieser äußerte endlich mit einem derben Fluche per Christo benedetto! daß ich mit jenem schlechten Kerl nur fahren möchte, und er wolle auch seine Kappara nicht einmal wieder haben! Hierauf entschloß ich mich denn sogleich, und sagte: ich will mit euch fahren!

Fate bene! Fate bene! (Ihr thut wohl!) sagten darauf die Umstehenden, welche auch auf meiner Seite gewesen waren, zu mir, indem sie mir diesen Vetturin als einen wohlbekannten Mann und Galant' huomo schilderten, da jener andere hingegen ihnen ganz unbekannt sey.

Dies schreibe ich Ihnen, indem ich noch mit Muße meinen Kaffee trinke, ehe ich mit meinem nun völlig ausgesöhnten Vetturin aufbreche, der mir verspricht, daß wir heute Abend noch bei guter Zeit in Macerata anlangen werden.

Macerata, den 20. Oktober.

Gestern Nachmittag fuhren wir denn bei schönem Wetter von Loretto ab. Unterwegs begegnete uns wieder eine erstaunlich zahlreiche Prozession, die uns eine halbe Stunde aufhielt, zu Ehren des Heiligen, dessen Fest auch in Ankona gefeiert wurde.

Ohngefähr auf der Hälfte des Weges hierher, erhielt ich noch einen sehr artigen Gesellschafter, der aus Macerata gebürtig war, und mir viel von einer Akademie, die hier existirt, erzählte.

Wir fuhren eine ziemliche Weile in der Ebne, und kamen denn auf einmal eine Anhöhe herauf, von der man wieder das Adriatische Meer sehen kann, und auf welcher Macerata liegt, welche der Sitz des Generalgouverneurs der Mark Ankona ist.

Heute früh machte ich einen Spaziergang um die Stadt, die über den Nebel emporragte, der wie ein Meer von Wolken zu meinen Füßen hinzog. Die Stadt selber ist ziemlich wohl gebauet, und hat ein prächtiges Thor, das einem Triumphbogen ähnlich sieht.

Den Gasthof, wo ich logiere, besitzen zwei Brüder, welche zugleich Vetturine sind; mit diesen

habe ich wegen meiner weiten Reise bis Rom schon akkordirt, und bin um ein sehr Billiges mit ihnen einig geworden.

So eben erscheint nun der Vetturin, mit dem ich bis Rom reisen soll, und dies ist wieder ein ganz unbekannter Mann. Ich gebe mein Mißtrauen und meinen Verdacht darüber zu erkennen; worüber mir denn der eine von den beiden Brüdern den Vorwurf macht, daß ich gar zu argwöhnisch sey, indem er hinzufügt: Siamo Italiani, ma siamo christiani (Wir sind zwar Italiäner, aber wir sind auch Christen).

Diese Aeußerung fiel mir denn freilich ganz außerordentlich auf, weil sie ohngefähr zu verstehen zu geben schien, daß ein Fremder den Italiänern als Italiänern freilich nicht sehr trauen dürfe, aber doch erwägen müsse, daß sie als Christen es nicht gar zu arg machen dürften.

Dies hat mich denn auch beruhigt, und ich werde nun mit dem unbekannten Vetturin, der übrigens gar keine schlimme Physiognomie hat, noch diesen Vormittag von hier abreisen.

Spoleto, den 24. Oktober. Abends.

Meine Sehnsucht nach Rom vermehrt sich, je näher wir hinzukommen, und die Gegenstände, welche vor mir vorübergehen, verlieren immer mehr von ihrem Interesse, weil ich den Gedanken nicht vermeiden kann, daß der Fremde, welcher von seinen Reisen in diesem Lande gehörigen Nutzen ziehen will, sich durch den Aufenthalt in Rom, und durch den Anblick und das Studium der größten Meisterwerke, zu diesen Reisen erst vorbereiten müsse, um seine Aufmerksamkeit auf die unzähligen Gegenstände gehörig vertheilen zu lernen.

Als wir von Macerata abfuhren, war die Gegend anfänglich schön und reizend; nachher wurde sie rauh und bergigt, bis wir gegen Sonnenuntergang nach

Tolentino

kamen, wo unsre Einfahrt in einer entsetzlich engen und schmutzigen Straße war, die denn aber doch auf einen schönen Platz mit wohlgebauten Häusern führte, auf welche Zierde man auch in den kleinsten Italiänischen Städten vorzüglich zu halten scheint.

Hier war es ziemlich lebhaft; unter den vielen Leuten aber, die uns begegneten, bemerkte ich nur einen einzigen wohlgekleideten Mann; die übrigen alle trugen die Kennzeichen der Armuth und des Mangels.

Als wir aus dem andern Thore der Stadt wieder hinausfuhren, kamen wir in eine reizende Gegend im Thale, wo sich ein schöner Fluß hindurchschlängelte, an dessen Ufer einige der Einwohner von Tolentino spazieren gingen, worunter sich einige in weißen Kutten sehr elegant gekleidete Mönche befanden, welche junge Damen am Arme führten, und auf die Weise aus ihren einsamen Zellen das schöne Wiesenthal besuchten.

Hier erhielt ich nun auch einen Reisegefährten, den ich bis Rom behalten werde; ein alter, ehrlicher und frommer Bürger aus Loretto, der seinen Rosenkranz fleißig betet, und übrigens von wenig Worten ist, so daß er mich in meinen Meditationen, die ich eben anzustellen Lust habe, niemals stört; er muß wegen einer Ehescheidungssache, die seine Tochter betrift, nach Rom reisen, und seufzet sehr oft über die Kosten, welche ihm diese Reise macht.

Gegen Abend spät kamen wir in Valcimara an, wo alles ein armseliges trauriges Ansehen hatte, aber die Bewirthung doch ziemlich gut war, weil ich mit meinem Vetturin zusammen speiste, der mich von Macerata bis Rom zugleich in die Kost genommen hat.

Denn so wie man sonst, wenn man zu Schiffe reist, sich die Beköstigung bei dem Schiffer mit ausbedingen kann, so findet dies in Italien auch zu Lande statt, wenn man mit einem Vetturin reist. Man braucht alsdann für nichts zu sorgen, sondern wird zu Tische gerufen, wenn es Zeit ist, und wenn man abfährt, macht der Fuhrmann alles richtig, wozu auch das Schlafgeld mit gehört.

Man ist auf die Weise sicher, immer besser bewirthet zu werden, und viel wohlfeiler wegzukommen, als wenn man sich selber seine Mahlzeiten bestellen, und mit den Wirthen akkordiren will.

Daher kommt es denn auch, daß man an dem Vetturinstische gemeiniglich gute Gesellschaft trifft, weil die meisten, welche, wie man sich hier ausdrückt, alla mercantile, und nicht wie vornehme Herren reisen, sich dieses Vortheils gern bedienen.

Der

Der Vetturin ist in einem solchen Gasthofe gemeiniglich schon bekannt, und weil er öfter wiederkömmt, so darf man es nicht wagen, ihn zu schlecht zu bewirthen, und seine Passagiere dadurch mit ihm mißvergnügt zu machen.

Am andern Morgen früh fuhren wir wieder ab, und kamen durch die Gebirge, um Mittag nach Serravalle, das in einem tiefen Thale liegt, durch welches ein kleiner Bach fließt, und wo die Aussicht schön und romantisch ist.

Unser Weg ging nun oft sehr steil hinunter und hinauf, so daß wir verschiedenemal aussteigen und zu Fuße gehen mußten. Unser Wagen mit zwei Rädern, wo nur das eine Pferd vor die Deichsel gespannt ist, und das andere wie eine Art von Gehülfen nebenhergeht, scheint recht für diese rauhen Wege in den Gebirgen gemacht zu seyn. Ein elegantes Ansehen hat er freilich nicht, weil er, so wie alle die gewöhnlichen Wagen der Vetturine, mehr einem Karren als einer Karosse, ähnlich sieht.

Endlich fingen die Berge an sich zu senken, und immer weniger rauh und steil zu werden, bis wir zulezt aus ihnen hinaus, auf eine reizende Ebne blickten, in welcher die Stadt Foligno mit ihren Thürmen vor uns lag.

Foligno.

Die Straße bei der Einfahrt in die Stadt war häßlich, enge und schmutzig; wie dies denn bei den kleinen italiänischen Städten, durch welche wir gekommen sind, fast immer der Fall war, bis man auf den Markt oder öffentlichen Platz kömmt, wo es auf einmal geräumig und helle wird, die Häuser ein wirthbares Ansehen erhalten, und man wieder freier athmet.

Wir logierten nicht weit vom Thore. Bei einem Spaziergange vor der Stadt, begegneten wir wiederum sehr wohlaussehenden Mönchen mit Kutten von feinem Tuche, welche Damen am Arme führten. Sonderbar fielen mir die Reuter auf, mit Haarbeutel, Schuhen und seidenen Strümpfen, welche von einem Spazierritt zurück zu kommen schienen.

Die Kathedralkirche macht einen prächtigen Prospekt, und giebt, wie ich höre, denjenigen, welche nach Rom reisen, schon einen Vorgeschmack von der Pracht der Peterskirche, deren Hochaltar, unter der Kuppel, mit dem Baldachin und vergoldeten Säulen hier im Kleinen abgebildet ist, welches wirklich schon einen sehr prachtvollen Anblick macht.

Heute früh machte ich einen Spaziergang um die Stadt auf dem Walle, von welchem man sehr reizende Aussichten hat, und der zum Ausruhen für die Spaziergänger rund umher mit schönen Sitzen versehen ist.

Die Stadt selber ist ziemlich unansehnlich; die Häuser sind von Steinen nur gleichsam wie aufgeworfen, und haben ein unwirthbares und verfallenes Ansehen.

Sonderbar ist die Abstammung des Nahmens der Stadt Foligno von Forum Flaminii, welches ihre erste Benennung unter den Römern war; man findet aber mehrere ähnliche Zusammenziehungen der alten lateinischen Nahmen in den jetzigen Benennungen der italiänischen Städte.

Gegen Mittag fuhren wir erst von Foligno wieder ab. Dicht vor der Stadt kamen wir vor einem großen, sehr schön angelegten, Garten vorbei, in welchem ein angenehmes Landhaus zwischen den hohen Cypressenbäumen hervorschimmerte.

Dann führte uns unser Weg im Thale durch anmuthige Gegenden zwischen den Bergen hin. Die Landstraße war sehr lebhaft, und wir kamen nun auch vor dem berühmten Fluß Klitumnus vorbei, dem der jüngere Plinius in seinen Briefen,

durch die reizende Beschreibung davon, ein so schönes Denkmal gestiftet hat, und von welchem Virgil schon sang:

„Von der unbefleckten Heerde, die an deinem „Ufer, o Klitumnus, weidet, aus dem heiligen „Quell getränkt, wird der weiße Stier zum Opfer „im Tempel der Götter dargebracht."

Auch ich sah nun hier im Thale die schönen Heerden weiden, welche der Dichter der Vorzeit besungen hat. — Der Felsen, unter welchem der Fluß hervorquillt, war grün überwachsen, und der Fluß selbst fließt, wie der Mincius bei Mantua, so klar und spiegelhell, daß man bis auf den Kies am Boden sehen kann.

Ein kleiner Tempel, nicht weit von hier, am Ufer des Flusses, soll noch eben derjenige seyn, welcher, nach der Beschreibung des Plinius, ehemals dem Flußgott geheiligt war; jetzt hat man eine christliche Kapelle daraus gemacht, und ihr den Nahmen St. Salvatore gegeben.

Dieser Weg von Foligno nach Spoleto war einer der angenehmsten auf meiner ganzen Reise; so etwas Sanftes und dennoch romantisch Großes hat diese Gegend, die auch, wie man dafür hält, die Wiege des zärtlichen Propertius war, dessen

Geist in diesen Fluren die ersten Eindrücke aus der schönen umgebenden Natur einsog.

Hier wehte gegen Sonnenuntergang eine milde Luft; auf den Bergen ruhte der Nebel; tief in der Ferne zwischen den Bergen lag Spoleto vor uns; das Gewölke wurde immer schimmernder und goldner, bis sich ein Regenbogen am Himmel bildete, der diese reizende Gegend schmückte, und unsre Einfahrt nach Spoleto erhaben und glänzend machte, indeß die Straße zu einer immerwährenden Allee und immer volkreicher wurde, so wie wir der Stadt uns näherten.

Spoleto.

Noch vor Sonnenuntergang langten wir hier in Spoleto an, deren Einwohner auf das Alterthum ihrer Stadt nicht wenig stolz sind, und sich noch immer der Tapferkeit ihrer Vorfahren rühmen, welche den Hannibal nach seinem Siege über die Römer bei dem Trasimenischen See von ihren Thoren zurücktrieben; von welcher Begebenheit noch itzt ein Thor seinen Nahmen führt, das Porta Fuga oder Porta di Hannibale heißt, und die Inschrift hat:

„Daß Hannibal, nachdem er die Römer ge„schlagen, und mit zerstörender Gewalt auf „Rom habe zueilen wollen, mit einer großen „Niederlage von Spoleto zurückgetrieben, „und dieses Thor nach seiner Flucht be„nannt sey."

Noch wird das Wasser durch eine von den Römern angelegte Wasserleitung sechs italiänische Meilen weit, von dem Monte Luko, in diese Stadt geleitet, zu welchem Ende eine Brücke von einem Berge zum andern hinüber gebaut ist, welche Ponte delle Torri heißt.

Die romantische Gegend bei Spoleto hat schon an sich etwas Einladendes zur Stille und Einsamkeit; und eine Anzahl Weltleute, die kein Ordensgelübde leisten, deren Zahl aber immer wieder ersetzt wird, haben sich auf dem Berge Luko bei Spoleto, unter dem Nahmen Comiti di Monte Luko, als Einsiedler angebauet.

Wenn man in das Thor von Spoleto kömmt, so steigt man eine ziemlich lange Straße gerade bergan.

Ich machte heute Abend, da es schon dunkel war, noch einen Gang in die Stadt, weil wir morgen früh schon wieder abreisen, und

ich also von Spoleto eben nichts weiter mehr sehen werde.

Die Straße war nicht erleuchtet, aber doch helle genug, weil alle Läden eröffnet waren; und in der langen bergangehenden Straße war fast Laden an Laden, wovon die meisten Tuchwaaren enthielten. Auch sahe man noch die Handwerksleute an ihren Tischen bei offenen Thüren arbeiten, welches das innere Ansehen der italiänischen Städte vorzüglich lebhaft macht.

Nun aber erhalten Sie auch nicht eher wieder, als aus Rom, einen Brief von mir, wobei ich Sie sich zu erinnern bitte, daß ich Ihnen bis dahin nichts versprochen habe, als flüchtig entworfne Skizzen, so wie im schnellen Vorübergehen der Stoff dazu sich mir darbieten würde.

Rom, den 27. Oktober 1786.

Das Ziel meiner Wünsche hätte ich also nun erreicht; es ist mir aber heilig, und nur in den besten und ruhigsten Momenten soll sich meine Beschreibung daran wagen.

Als wir bei frühem Morgen von Spoleto abreisten, ruhte der Nebel noch auf den Bergen, und wir fuhren, im eigentlichen Sinne, in den Wolken, durch welche wir manchmal, wenn sie sich eröffneten, in reizende Thäler blickten, die mit Weinstöcken und Oehlbäumen bepflanzt waren.

Unser Weg ging hier zum öftern sehr steil bergauf und ab, und so oft wir irgend eine gefährliche Passage zurückgelegt hatten, stattete mein frommer Gefährte aus Loretto in einem Stoßgebete der heiligen Mutter Gottes seinen Dank ab, daß sie uns abermals treulich beigestanden habe.

Die italiänischen Gebirge, durch welche wir bis jetzt gekommen sind, haben etwas majestätisches in ihrem Anblick; ihre Umrisse sind groß und sanft, und mischen sich in Wellenlinien mit dem auf ihnen ruhenden Gewölke.

Als wir aber gegen Mittag in Terni ankamen, hatte sich der ganze Himmel umzogen; es regnete

sehr heftig, und das Wetter war so stürmisch, daß ich keinen Wegweiser erhalten konnte, um mich zu dem berühmten Wasserfall von Terni zu begleiten, weil es unmöglich sey, bei diesem Wetter die schlüpfrigen Felsen zu ersteigen.

Da ich alle diese Gegenden von Rom aus noch wieder besuchen werde, so faßte ich den Entschluß, für diesmal auf den Anblick dieser großen Naturerscheinung Verzicht zu thun, um meine Reise nach Rom zu beschleunigen.

Als wir in eine reizende Ebne, durch welche sich die Nera schlängelt, von Terni bis Narni fuhren, klärte sich allmälig der Himmel wieder auf, und die Sonne beschien abwechselnd, durch die Wolken hervorbrechend, das grüne Gebüsch an den Krümmungen des Flusses, und die Anhöhen der Berge, welche dies angenehme Thal einschließen.

Diese schönen Fluren waren es, wo Tacitus, der ein getreues spiegelhelles Bild seines Zeitalters der Nachwelt überlieferte, seine frühe Kindheit verlebte, und sein Geist in ihm zu künftiger Größe emporwuchs.

Wir fuhren nun nach Narni einen hohen und steilen Berg hinauf, wo wir durch ein altes Thor

in eine ziemlich schmutzige Straße, mit schlechtgebauten Häusern, kamen. Demohngeachtet fehlte es auch dieser Stadt nicht an einem kleinen Platze, wo vor dem Rathhause ein alter Springbrunnen stand.

Wir fuhren nur durch und auf der andern Seite wieder in die Tiefe hinab, und abwechselnd wieder bergan, während daß man die Nera sich immer tief im Thale hinschlängeln sahe.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und beleuchtete die Berge, aus denen die Felsenstücke weiß und glatt, wie Marmor, hervorschimmerten, und mit dem Grün der Olivenwälder und niedrigen Gesträuche, welche dazwischen hervorsproßten, den angenehmsten Kontrast machten.

Der kleine Ort, wo wir übernachteten, bot eine schöne Aussicht nach allen Seiten dar.

Gegen Mittag und Abend blickte man auf die Hügel nach Rom zu; gegen Morgen auf eine Anhöhe mit Weinstöcken und Oehlbäumen bepflanzt. Auf dem Balkon vor dem Hause sahe man in der Ferne eine Stadt am Abhange eines Berges liegen, und auf einer höhern Spitze einige Häuser von einem Dorfe hervorragen. Hier konnte ich mich nun also mit der süßen Hoffnung niederlegen, Rom binnen zwei Tagen zu erblicken.

Civita Kastellana.

Gestern gegen Mittag kamen wir in Civita Kastellana an, das auf einem steilen Felsen liegt, den in der Tiefe drei kleine Flüsse umströmen, die sich nicht weit von hier vereint in die Tiber ergießen.

Am Fuße der Stadt zeigt man eine Brücke über den Fluß Cremera, wo die die dreihundert tapfern Römer aus der Familie der Fabier von den Einwohnern von Veji erschlagen wurden; wie denn das alte Veji selber auf dem Fleck gestanden haben soll, wo Civita Kastellana erbauet ist.

An drei Seiten ist diese Stadt mit Wasser umgeben, und an der vierten hängt sie, wie eine Halbinsel, mit einem Berge zusammen, auf welchem eine Citadelle angelegt ist, wovon die Stadt selber den Nahmen Civita Kastellana führt.

Gegen Norden ist dieser isolirte Felsen mit dem umgebenden Lande durch eine erstaunlich hohe Brücke verbunden, welche über einen der kleinen Flüsse führt, die in der Tiefe die Stadt umgeben. Dem Erbauer derselben statten die Einwohner des Orts durch eine öffentliche Inschrift über dem

Geländer der Brücke, für diese wohlthätige Einrichtung ihren Dank ab.

Die von der Natur so sehr befestigte Lage dieser Stadt wird von denjenigen vorzüglich zum Grunde angeführt, welche behaupten, daß das alte Veji auf diesem Fleck gestanden habe, dessen Einwohner sich über dreihundert Jahre mit dem hartnäckigsten und tapfersten Widerstande vertheidigten, ehe sie sich von den Römern unterjochen ließen.

Indeß habe ich doch an einigen öffentlichen Inschriften in der Stadt gesehen, daß sich die Einwohner den Nahmen der Falisker geben, deren Hauptstadt, nach anderer Meinung, auf diesem Fleck soll gestanden haben.

Uebrigens habe ich nun schon in mehrern kleinen Städten Italiens gefunden, daß die Einwohner sich in den öffentlichen lateinischen Inschriften immer noch die Benennung ihrer alten Vorfahren geben, die zu den Zeiten der Römer, nach der angenommenen Meinung, den Ort bewohnten.

Civita Kastellana an sich selber hat ein trauriges Ansehen; die Häuser scheinen von aufeinandergethürmten Steinen gleichsam wie zusammen-

geworfen, und mehr durch Zufall als durch Kunst entstanden zu seyn; wie denn wirklich in dem Felsen Höhlen ausgehauen sind, welche armen Leuten zur Wohnung dienen.

Von Civita Kastellana hatten wir nun einen ziemlich unangenehmen Weg, durch eine öde unangebaute Gegend, über lauter kleine Hügel, bis Kastel nuovo, wo wir erst den Abend spät anlangten.

Die Aussicht hatte aber demohngeachtet bei ihrer Einförmigkeit etwas Großes, und verschönerte sich besonders bei Sonnenuntergang.

Zu unserer Linken in der Nähe lag der Berg Sorakte, und in der Ferne schimmerten die schneebedeckten Gipfel der Apenninen, und warfen im Schein der Abendsonne einen leuchtenden Glanz von sich.

Diese Gegend war nun einst der Schauplatz so mancher großen und tapfern Thaten, wo fast ein jeder Fleck mit Römerblut erstritten, und zu einem heiligen Denkmal für die Nachwelt geweihet wurde.

Hier kamen wir auch auf die antike Via Flaminia, wovon noch einige Ueberreste bis jetzt der Zeit getrotzt haben.

Vieleckigte glatte Steine von großem Umfange sind dicht aneinander gefugt, und bilden ein ganz ebnes Pflaster, das aber durch die Länge der Zeit ganz ausgeglättet, und äußerst unbequem für die Pferde ist, weswegen mir denn mein Vetturin auch versicherte, daß er diese Steine verfluchte, so oft er darüber führe, wobei er mir in sehr übler Laune zugleich vorher verkündigte, daß wir in Kastel nuovo ein schlechtes Abendbrodt finden würden, und daß dies die letzte, aber auch die unangenehmste Station bis Rom sey.

Voll von reizenden Aussichten und Erwartungen, und so nah am Ziele, konnte ich in seinen üblen Humor unmöglich einstimmen, sondern ließ mir das schlechte Abendbrodt in Kastel nuovo sehr wohl gefallen.

Heute früh brachen wir auf, und Rom blieb noch lange vor unsern Augen verborgen, bis auf einmal hinter den Hügeln, die es verdeckten, die Peterskuppel ganz allein majestätisch hervorragte.

Dann zeigten sich hier und da allmälig einige der kleinen Kuppeln; dazwischen ragten auf den Anhöhen mit hohen Cypressen bepflanzte Villen und Landhäuser hervor.

Es waren nur die hin und her zerstreuten Merkmale einer Stadt von ungeheurem Umfange, die sich den Augen entdeckten, bis wir an den alten Pons milvius, oder die Brücke, welche jetzt Ponte Molle heißt, über die Tiber kamen, und nun die Via Flaminia, welche hier auf beiden Seiten mit Lustgärten und Landhäusern geschmückt ist, in gerader Richtung uns auf Rom zuführte, wo ein ganz kleines Thürmchen gerade vor uns in der Ferne uns schon den Fleck bezeichnete, auf welchem einst das Kapitolium stand.

Auf der schnurgeraden Straße von der Ponte Molle bis zu der Porta del Popolo, begegneten uns nun schon römische Bürger in französischer Kleidung, welche Damen am Arme führten, und an dem schönen Morgen nach Ponte Molle einen Spaziergang machten. Diese Straße von der Brücke bis ans Thor ist schön gepflastert, und zur Bequemlichkeit für die Fußgänger an den Seiten mit breiten Steinen versehen.

Wir hielten nun mit unserm zweirädrigen Fuhrwerke unsern Einzug in die Porta del Popolo, wo denn der erste Anblick von Rom meine Vorstellung, die wahrlich nicht klein war, bei weitem noch übertraf.

Der majestätische Obelisk, dies Denkmal des graueſten Alterthums, mit der in Hieroglyphen ihm eingegrabenen Geſchichte der dunklen Vorzeit, ragt innerhalb des Thores, in der Mitte des Platzes, welcher den Nahmen del Popolo führt, empor, und giebt dem Auge ſeine Richtung auf drei prachtvolle Straßen, deren Eingang zwei einander ähnlich gebaute ſchöne Kirchen mit ihren Kuppeln zieren.

Die prächtigſte von dieſen Straßen iſt der Korſo, welchen man ſeiner ganzen Länge nach hinaufblickt, bis dahin, wo der Kapitoliniſche Berg die Ausſicht hemmt.

In die anſehnliche Strada Babuina zur Linken, und Ripetta zur Rechten, blickt man eine ziemliche Strecke hinauf in ſchräger Richtung, ſo daß man gleich beim erſten Eintritt in Rom einen anſehnlichen Theil der Stadt mit den Augen faſſen, und in der reizendſten Perſpektive in dies Heiligthum ſchauen kann.

In der Mitte des Platzes del Popolo vor dem Obelisk, iſt ein Springbrunnen; und ſelbſt die ſchlechten Häuſer dieſes Platzes ſtören den Eindruck des Ganzen nicht, welcher etwas unbeſchreiblich Großes und Majeſtätiſches hat.

Das

Das Thor del Popolo selbst mit Marmorsäulen verziert, und mit den Statüen der Apostel Petrus und Paulus, und dem päbstlichen Wappen zwischen zwei großen Füllhörnern, geschmückt, begrüßt die Kommenden mit der Inschrift:

Salus Intrantibus!

Die päbstliche Wache am Thore ließ uns in Frieden ziehen, und wir fuhren den Korso hinauf, wo die überraschendsten Gegenstände an beiden Seiten vor unsern Blicken vorübergingen, bis wir zu der Kurie oder Basilika des Kaisers Antoninus kamen, wovon noch eilf große antike Marmorsäulen, mit Fries und Architraven stehen, und worin sich jetzt die Dogana oder das Zollhaus befindet, wo ich mein Felleisen mußte visitiren lassen, welches mir nach Erlegung eines Trinkgeldes ohne Umstände verabfolgt wurde, da ich es sonst, wegen einiger Bücher die darin befindlich waren, erst in einigen Tagen wieder erhalten hätte.

Und nun ging es denn aus dieser Basilika nach Vincenzens Hause, in der Strada Kondotti, zu dem deutschen Wirthe, der mir unterwegens so oft war angerühmt worden; und hier schreibe ich Ihnen nun mein Theuerster, nachdem ich heute Nachmittag schon einen Spaziergang nach dem

Kolossäum und dem römischen Forum gemacht, und mich in einem Meer von Eindrücken verlohren habe, worunter meine Einbildungskraft erliegt.

Es ist schon spät, und ich wünschte wohl zu schlafen; aber eine große Anzahl deutscher Künstler, die sich in dem Speisesaal, woran mein Zimmer stößt, versammlet haben, scheinen sich ihrem frölichen Humor, der ziemlich laut wird, noch länger überlassen zu wollen, und von der Sehnsucht nach dem Schlafe noch fern zu seyn. Ich suche mich also, so gut ich kann, in mein Schicksal zu finden, und mich, so lange ich wach bin, des Gedankens, daß ich nun, troz der Alpen und Apenninen, in Rom bin, zu erfreuen.

Rom, den 1. November.

Vidimus flavum Tiberim!

Nun habe ich, mein Theuerster, hier in Rom, das ich so bald nicht wieder zu verlassen gesonnen bin, meine Wohnung aufgeschlagen, und schreibe Ihnen, indem ich aus meinem Fenster in der Strada Babuina, über einen großen Theil der Stadt, nach dem emporragenden Janikulus hinüberblicke, auf welchem eine Reihe Pinien mit ihren geraden Stämmen, und ihren sich wölbenden Kronen, in der Ferne den reizendsten Anblick machen.

Ehe ich aber dieß angenehme Stübchen gefunden, habe ich erst eine gefährliche Probe gemacht, wo eine schöne Aussicht mich in eine sehr schlimme Behausung lockte.

Am andern Morgen meines Hierseyns nehmlich, ging ich gleich früh mit einem Lohnbedienten aus, um mir eine Wohnung zu suchen; wir kamen an den sogenannten Hafen von Ripetta, wo eine schöne steinerne Treppe, die bis an den Fluß hinuntergeht, die Reihe von Häusern an der Tiber unterbricht, und wo sich dem Auge auf einmal nach dem jenseitigen Ufer der Tiber, der

Peterskirche, der Engelsburg, und dem Vatikan, die prachtvollste Aussicht eröfnet.

Besonders reizend stellen sich die gegenüberliegenden Wiesen und Gärten, und etwas weiter hin zur rechten Seite; ein Theil des Janikulus, unter dem Nahmen des Monte Mario, dar, wo man in der Ferne sich den Weg hinaufschlängeln, und aus den dunkeln majestätischen Cypressenhainen, angenehme Landhäuser hervorschimmern siehet.

Die den Strom hinunterkommenden Schiffe, welche hier ausgeladen werden, die Arbeiter und Leute aus der Stadt, die hier zu thun haben, machen den Hafen von Ripetta zu einem der lebhaftesten Plätze in Rom.

Die Porta del Popolo, und der Korso sind nicht weit entfernt, und ein Fahrzeug für diejenigen, welche sich nach dem jenseitigen Ufer wollen übersetzen lassen, steht hier immer bereit, und wird der Sicherheit wegen, weil der Strom reißend ist, an einem über den Fluß gespannten Thau gezogen.

Diese Gegend hatte einen unwiderstehlichen Reiz für mich, und ich konnte mir nichts Angenehmeres denken, als in einem der nahe liegenden Häuser eine Wohnung mit der Aussicht auf die

Tiber zu besitzen, wo zu der Stille und Einsamkeit, der immerwährende ungestörte Anblick einer paradiesischen Gegend sich gesellte, und ich, in diesem lebendigen Anschauen, meines Hierseyns in jedem Moment mich freute.

Ich stand auf den untersten Stufen der Treppe; zu meinen Füßen strömte die gelbe Tiber, und ich blickte zur rechten Seite das dichtbebaute Ufer des Stroms hinunter, wo hie und da an den Häusern kleine Balkons hervorragten, die so etwas Anziehendes für die Phantasie, und einladendes zur stillen Betrachtung hatten, daß ich mich des sehnlichen Wunsches nicht enthalten konnte, wo möglich ein Zimmer mit einem solchen Balkon und der Aussicht auf die Tiber, zur Wohnung zu bekommen.

In einigen Stunden wurde denn auch dieser Wunsch erfüllt; mein Lohnbedienter hatte mir bald ein Zimmer mit einem Balkon auf die Tiber ausgefunden, und führte mich in der Strada Ripetta, nicht weit von dem Platze del Popolo, zwei Treppen hoch, hinten nach dem Flusse hinaus, in meine neue Wohnung, wo ich mit dem Wirthe, der selbst ein Miethsmann in diesem Hause war, um eine billige Miethe bald einig wurde.

Ein gewisser Herr Giusepe, der meine Stube mit dem Balkon bisher bewohnt hatte, räumte mir dieselbe sogleich, und zog auf ein benachbartes Zimmer, wobei er mir versicherte, daß er dieß einem Kardinal nicht würde zu Gefallen gethan haben, mir aber, weil ich ein vorzüglicher galant' uomo (ehrlicher Mann) sey, überlasse er die Stube mit Vergnügen. — Mein Wirth, versicherte er, sey zwar arm, aber auch ein galant' uomo, (ehrlicher Mann) wie es keinen vorzüglichern mehr gäbe. Hierbey fiel mir denn mein Wegweiser mit seinem siamo poveri, ma — — wieder ein, und ich mußte nothwendig auf den Gedanken kommen, daß povero und galant' uomo, hier etwas bezeichne, das sich sehr selten zusammenfindet, weil mir so oft versichert wurde, daß mein Wirth zwar arm, aber doch ein galant' uomo sey.

Indes fing ich sogleich an, mich einzurichten, zu lesen und zu schreiben, und abwechselnd auf dem Balkon in ungestörter Ruhe der schönen Aussicht zu genießen.

So brachte ich diesen Tag zu, legte mich am Abend mit frohen Gedanken nieder, und war in diesem unbekannten Hause so unbesorgt, wie

jemand im Schööße seiner Familie, eingeschlafen, als ich gegen Mitternacht auf einmal durch ein entsetzliches Klopfen an meiner Thüre aus dem Schlafe geschreckt wurde.

Der Mann, welcher mir so großmüthig seine Stube räumte, verlangte nehmlich nichts weniger, als daß ich ihm meine Thüre aufschließen sollte, weil in meiner Stube sich noch von seinen Sachen befänden, die er jetzt gerade brauche.

Da nun von seinen Sachen nichts als ein Paar Pistolen in meiner Stube sich befanden, und ich nicht einsahe, wozu er jetzt gerade, mitten in der Nacht, die Pistolen brauchen wollte, so gab ich ihm keine Antwort, bemächtigte mich aber der Pistolen, welche in einem Tischkasten neben meinem Bette lagen, und stand Schildwache an meiner Thüre, an welche immer noch mit Heftigkeit gepocht wurde.

Bald hörte ich mehrere Stimmen; das Pochen an meiner Thüre ließ nach; und es schien zwischen meinem Wirth, und dem galant' uomo, welchem die Pistolen gehörten, zu einem heftigen Zank zu kommen, in welchen sich mehrere rauhe Stimmen mischten, die ich am Tage hier gar nicht

vernommen hatte, und die sich nun gerade um diese Zeit hier einfanden.

Der größte Lärm, wobei sehr arge Flüche und Drohungen von den streitenden Partheien ausgestoßen wurden, dauerte wohl eine halbe Stunde, während welcher Zeit ich mich ganz stille verhielt; dann ließ das Getöse allmälig nach, es schien eine Art von Versöhnung statt zu finden; man sprach wieder leiser und ruhiger, und wünschte sich endlich gute Nacht, welches für mich eine angenehme Losung war, um auch der Ruhe wieder zu genießen.

Als ich am andern Morgen aufwachte, war es schon heller Tag. Ich zog mich an, und wollte ausgehen, fand aber die Thüre zu der Treppe verschlossen, und in der ganzen Wohnung keinen Menschen, auch konnte ich niemanden aus dem Fenster abrufen, und mußte mich also in diese Gefangenschaft, mit so viel Geduld wie möglich zu finden suchen.

Endlich, um zehn Uhr, hörte ich die Thüre aufgehn; meine Wirthin, die sich Signora Clementina nannte, bot mir einen sehr höflichen Gutenmorgen, und entschuldigte sich, daß sie hätte zuschließen müssen, weil sie schon früh in die Messe gegangen wäre.

Des nächtlichen Lärms erwähnte sie auch mit ein paar Worten, und bat mich, ja nicht übel zu nehmen, wenn ich etwa aus meiner Ruhe dadurch gestört worden sey; von den Leuten des Herrn, der mir die Stube geräumt habe, wäre einer betrunken gewesen, den sie erst hätten zur Ruhe bringen müssen.

Ich ließ das gut seyn, und ging aus, um einige meiner Landsleute aufzusuchen, wovon ich die Herren Sch..., L... und B... aus Berlin, antraf, denen ich von meiner schönen Wohnung, aber auch von dem nächtlichen Getümmel, das mich aus dem Schlafe weckte, eine Beschreibung machte, woraus sich denn bald entdeckte, daß ich in eine Herberge von Häschern gerathen war, welche hier Sbirren heißen, und selbst wegen ihrer Ehrlichkeit nicht in dem besten Rufe stehen.

So sehr also meine Wahl einer Wohnung, wegen der schönen Aussicht auf die Tiber, zu billigen war, so sehr war doch das fernere Beibehalten derselben zu widerrathen. Meine Freunde begleiteten mich wieder hin, und wir fanden ausser den Pistolen in dem Tischkasten auf meiner Stube noch ein fürchterlich Stilet, das auch meinem edlen Hausgenossen angehörte, der in diesem Augenblick

hereintrat, und uns allen, ohne daß wir irgend einen Zweifel geäußert hatten, versicherte, daß er ein wahrer galant' uomo sey.

Noch an demselben Tage besorgten mir meine Freunde in ihrer Nähe eine Wohnung in der Strada Babuina, in welcher ich mich jezt befinde. Ich fand mich mit meinem bisherigen Wirth, wegen der Miethe ab, und nahm von ihm sehr höflich Abschied, unter dem Vorwande, daß ich mit einem Freunde, den ich hier angetroffen, zusammenziehen wollte, und auf die schöne Aussicht über die Tiber leider Verzicht thun müsse.

Nun wohne ich bei dem Herrn Pasquale, einem Mahler und Bilderhändler, den meine Freunde sehr wohl kennen, welcher sich rühmt, ein Schüler des deutschen Mengs zu seyn, und mir noch kein einzigesmal versichert hat, daß er ein galant' uomo sey.

Rom, den 6. November.

In den ersten Tagen meiner Ankunft in Rom, zu Ende des vorigen Monaths, war der Himmel heiter, und die Luft ziemlich kalt und schneidend, so daß die Leute selbst im Gehen auf den Straßen sich schon an Kohlentöpfen wärmten, welches um so mehr auffält, je sanfter und milder man das italiänische Klima sich gedacht hat.

Mit dem Feste aller Seelen aber, im Anfange dieses Monathes, trat wieder laues, trübes und regnigtes Wetter ein, und das Traurige und Grauenvolle bei der Feier jenes melancholischen Festes, bekam nun noch ein desto düstererers Ansehen.

Die Kirchen waren inwendig und zum Theil auch auswendig schwarz bekleidet, und mit den Abbildungen von Schädeln und Todtenbeinen ausgeschmückt. Und allenthalben ertönte auf den Straßen das Geschrei der Kläglichbittenden um ein Allmosen zu einer Todtenmesse für die armen Seelen im Reinigungsfeuer, (per le povere anime del purgatorio!)

Am grauenvollsten war der Anblick einer unterirdischen den Todten geweihten Kirche, am Ufer der Tiber, die ich in der Dämmerung des Abends

auf einer meiner ersten Wanderungen in Rom besuchte.

Auf dem Wege dahin begegnete mir zum erstenmal eine Prozession von Kindern, welche in weisse Tracht gehüllt, mit Wachslichtern in den Händen, paarweise einem offnen Sarge folgten, worin man einen ihrer Gespielen zu Grabe trug; ein Anblick der äußerst überraschend und rührend für mich war!

Ich kam nun in die Kirche, die von den Todten, denen sie geweiht ist, ihren Nahmen führt, und wo von einer Todtenbrüderschaft für die Armen, welche auf dem Felde gestorben (per gli poveri morti in campagna) zu Todtenmessen gesammlet wird.

Ich stieg nun einige Stufen hinab, und gleich am Eingange an einem Tische saßen drei schwarzgekleidete Männer, wie Höllenrichter, wovon zwei die Summe des eingekommenen Todtenlösegeldes in große Bücher verzeichneten, und einer mit dem dumpftönenden Ausruf: i poveri morti in campagna! eine große eherne Büchse, in welcher die Allmosen gesammlet wurden, gegen die Ankommenden schüttelte.

Und welch ein Anblick erfolgte nun beim Eintritt in diese unterirrdische Kapelle, deren Wände von oben bis unten mit würklichen Todtenschädeln und Todtenbeinen, die äußerst zierlich übereinandergelegt waren, ausgeschmückt, gleichsam mit dem ganzen verborgenen Schatze der grauenvollen Zerstörung prangten.

Und, was noch dieß alles übertraf, so waren große Nischen in den Wänden, worin die zusammengetrockneten Körper einiger unter freiem Himmel gestorbenen Armen, leibhaftig, und sogar noch mit ihren Lumpen bedeckt, und Stäbe in den knöchernen Händen haltend, aufgestellt, ein fürchterliches Schreckbild waren.

Dazwischen war hin und wieder an den Wänden eine transparente Inschrift in Versen angebracht, wo die Jugend und die Schönheit an ihr Ende, die Pracht an ihre Vergänglichkeit, und der Stolz an seine Thorheit, mit Flammenschrift erinnert wurde, welche zugleich die einzige Erleuchtung dieses dunkeln Behältnisses war.

Zur Rechten stieg man wieder einige Stufen hinauf, und hier war eine Art von theatralischer Dekoration, wie eine waldigte Gegend, wo, nach einer Erzählung im alten Testamente, ein Esel und

ein Löwe bei einem menschlichen Leichnam sich zusammen finden; welches also auch Beziehung auf den Endzweck hat, wozu diese ganze fürchterliche Scene veranstaltet wird; um nehmlich durch den sinnlichen Eindruck das Mitleid für die Todten zu erwecken, welches sich in milden Almosen äußert, wovon sich die Lebenden gütlich thun.

Wenn irgend etwas in die Idee der Alten eingreift, daß die Seelen der Todten, deren Körper unbegraben liegen bleiben, von dem rauhen Fährmann zurückgewiesen, nicht an das jenseitige Ufer des Styx gelangen können, sondern vergebens dahin ihre Arme ausstrecken; so ist es diese Allmosensammlung und Fürbitte für die Seelen derer, die verlassen von aller menschlichen Hülfe und Beistand, auf den Feldern gestorben sind, und niemanden haben, der für den armen gequälten Schatten ein Todtenopfer darbringt.

Zugleich aber dringt sich einem auch die Vorstellung von dem fürchterlichen Elende auf, welches hier so manchen hülfloß unter freiem Himmel verschmachten läßt, der demohngeachtet selbst durch dieses unbeschreibliche Elend, nach seinem Tode noch wie ein Scheusal ausgestellt, der allesverschlingenden Priesterschaft, die für die Ruhe der

Seelen Gebete murmelt, Allmosen und reichen Gewinn verschaft.

Auf einigen Stufen stieg man nun zu der ordentlichen Kirche hinauf, die über dieser Gruft erbaut, und mit unzählichen Wachskerzen erleuchtet, aber ebenfalls mit schwarzem Tuch rund umher ausgeschlagen war.

Hier kniete eine Menge von Menschen, die kaum nebeneinander Platz hatten, und in ihrer Mitte stand ein Ordensgeistlicher mit vollem Gesicht und blühenden Wangen, der die Qualen des Fegefeuers mit den lebhaftesten Farben schilderte, und seinen Zuhörern zu erwägen gab, wie viele Lindrung sie dem gequälten Geiste schon für einen einzigen Paul (eine Summe ohngefähr von vier Groschen) wofür sie eine Todtenmesse lesen ließen, verschaffen könnten.

Diese Kirche erweckt wieder die Idee von dem mundus patens der Alten; ein düsteres Fest, wo man sich die Schlünde der Unterwelt, auf eine zeitlang eröfnet, und die Scheidewand zwischen den Lebenden und Todten hinweggerückt dachte, und durch eine kurze Hemmung der Geschäfte und Gewerbe des Lebens den unterirrdischen Mächten

gleichsam ein Opfer brachte, und den ihnen schuldigen Tribut bezahlte.

Alles bekömmt auch hier in diesen Tagen ein melancholisches Ansehen. — Ich besuchte auf einer meiner Wanderungen das alte römische Forum, das von prächtigen Ruinen auf allen Seiten eingeschlossen, jetzt ein einsamer Spaziergang ist, wo eine kleine Allee zur stillen Betrachtung, und zum ruhigen Nachdenken den staunenden Fremdling einladet.

Wenn man von dem Kapitolinischen Hügel auf das Forum hinuntersteigend, nach dem Triumphbogen des Titus blickt, welcher gleich einem Thore den Umfang dieses Platzes endigt, so sieht man zur Rechten den palatinischen Berg mit seinen majestätischen Ruinen; zur Linken eine Reihe alter Göttertempel zu christlichen Kirchen eingeweiht, den Beschluß hievon machen die Ruinen des großen Friedentempels von Vespasian erbaut.

Noch drei Säulen vom Tempel des Jupiter Stator mit ihrem Gebälke, streben in der Mitte des Platzes himmelan; grade vor sich aber dicht neben dem Triumphbogen des Titus erblickt man eine Kirche und Kloster mit einem gothischen stumpfen Thurme; den Triumphbogen des Kaisers

Septi-

Septimius Severus steht gleich im Vordergrunde am Fuße des kapitolinischen Hügels. Zwischen den prächtigen Ruinen hat hie und da ein armer Handwerker seine Wohnung. Auf dem freien Platze des Forums liegen rund umher abgebrochene Säulenschäfte, Kapitäle, und Fragmente von Gebälken, durcheinander.

Hier ruhete ich in der Abenddämmerung von meinem Spaziergange aus, und in der kleinen Allee ging niemand, als ein paar Kapuzinermönche, mit aufgedunsenen Gesichtern, schweren hängenden Häuptern, und dem ganzen Ausdruck der dumpfen Trägheit in ihren Mienen, auf und nieder, bis die Stunde schlug, die sie wieder in ihre öde Zelle, zu ihrem ewig einförmigen traurigen Geschäfte rief.

Nun war der Platz ganz leer; die Geschichte der Vorwelt stieg vor meiner Seele empor; aber der Schleier der Nacht verbreitete sich über die glänzende Erscheinung; und in der Ferne ertönte die Sterbeglocke der Vergangenheit aus dem dumpfen Kloster.

Rom, den 8. November.

Der Pabst.

Zum erstenmale habe ich gestern den christlichen Pontifex maximus gesehen.

Er kam auf den spanischen Platz, um den Ort in Augenschein zu nehmen, wo auf einer Anhöhe vor der Kirche Trinità di Monte (die Dreieinigkeit vom Berge) ein alter egyptischer Obelisk soll aufgerichtet werden, der jetzt noch bei St. Lateran am andern Ende der Stadt liegt.

Der heilige Vater (wie ihn die Schweizersoldaten nennen) war aus dem Wagen gestiegen, und ging eine Strecke zu Fuße. Ihn schmückte ein langer weißer Talar; über die Schultern hing Gold- und Silberstoff; in der Hand trug er einen Stab; und ein rothes Käppchen deckte sein weißes Silberhaar.

Ein päbstlicher Kammerherr in schwarzer Kleidung trug ihm die Schleppe; hinter seinem Wagen wurde ein Paradepferd geführt, und von zwei Maulthieren noch eine Sänfte getragen.

Voran gingen eine Anzahl Trabanten, und die Garde zu Pferde begleitete den Zug, worauf noch eine Anzahl Kutschen folgten; und dieß war nur der ganz gewöhnliche Pomp, womit der Pabst, so oft er aus seinem Pallast geht, einherzieht.

In den Straßen, durch welche der Zug kömmt, wird jedesmal mit allen Glocken geläutet, damit die Leute in den Häusern die Ankunft des Statthalters Christi erfahren, und sich dieser Gelegenheit bedienen können, die heilige Benediktion zu empfangen.

Man sagt, im Anfange der Regierung des jetzigen Pabstes stürzte alles aus den Häusern, um des Segens theilhaftig zu werden; jetzt aber scheint man etwas kälter geworden zu seyn, und ist nicht mehr so eilig, sich aus den Stuben auf die Straße zu begeben, wo die Ankunft des Pabstes durch das Geläute der Glocken verkündigt wird.

Besonders war auf dem spanischen Platze, wo die meisten Fremden wohnen, der Haufe der Knieenden gar nicht zahlreich; sonderbar fiel es mir auf, wie der Pabst wieder eingestiegen war, und die Buben von der Straße neben dem Wagen herliefen, und mit einer Art von Frechheit riefen:

Santo padre! dateci la benedizione! (heili-ger Vater! gebt uns den Segen) und nachher hinterdrein lachten, und hinzufügten, coll una bona collazione! (mit einem guten Frühstück!)

Man kann wirklich sagen, daß der jetzige Pabst ein schöner alter Mann sey; die außerordentliche Würde in seinen Mienen aber hat die Einbildungs-kraft hinzugesetzt; auch haben seine Gesichtszüge nichts Karakteristisches.

Zwei Kardinäle saßen im Wagen ihm gegen-über, und er selber ertheilte in einem fort den Seegen von beiden Seiten aus seinem Wagen, wobei er alle Nachläßigkeit, die sonst bei einer so oft wiederhohlten und fast mechanisch gewordenen Handlung, natürlich ist, sorgfältig zu vermeiden schien, indem er jedesmal mit einer Art von er-neuerter Andacht und Nachdruck seine Seegnun-gen gab.

Sonderbar nimmt es sich auch aus, daß der Kutscher auf dem Bock mit unbedecktem Haupte sitzt; der Wagen des Pabstes ist vergoldet und von ungeheurer Größe, so wie auch die Wagen der Kardinäle, welche ihm folgen, wodurch der ganze Zug ein schwerfälliges Ansehen hat, welches vermuthlich den Eindruck von Majestät und Würde

noch vermehren soll, worauf doch hier alles ankömmt, da der Schein die Hauptsache ist, dem sich alles übrige, Bequemlichkeit, Leichtigkeit und Bewegsamkeit, unterordnen muß.

Eine Stadtgeschichte, mit welcher man sich jetzt hier trägt, für deren Authenticität in den einzelnen Stücken ich aber nicht bürgen will, würde, zu einer poetischen Bearbeitung, einen schönen tragischen Stoff hergeben.

Ein junger Edelmann von der Familie des jetztregierenden Pabstes faßt eine zärtliche Zuneigung gegen eine hiesige Bürgerstochter von guter Erziehung; und edel genug gesinnt, um den Gedanken der Verführung zu verabscheuen, bietet er dem Mädchen seine Hand an, und bewirbt sich um sie bei ihren Eltern.

Sobald man ein so sträfliches Unternehmen am Hofe erfährt, wird ihm der Umgang mit dem jungen Frauenzimmer auf das strengste untersagt; und da er auf diesen Befehl wenig achtet, so bemächtigt man sich seiner Person, und bringt ihn, als einen Staatsgefangenen auf die Engelsburg in sichere Verwahrung, bis er von seiner unadlichen Passion geheilt seyn würde.

Zwischen dem verliebten Paare wird indes ein zärtlicher geheimer Briefwechsel gepflogen, wo beide auf jeden Fall sich ewige Treue versichern. Mit einem Fernrohre blickt der junge Mann oft von der Zinne der Engelsburg nach der Wohnung seiner Geliebten, während daß sie ihre zärtlichen Blicke nach jenem hochaufgethürmten Gebäude richtet, in welchem ihr Geliebter, um ihrentwillen seiner Freiheit beraubt, in seinem Kerker nach derjenigen seufzet, die sich als die Ursach seines Unglücks unaufhörlich anklagt.

Da dieser Zustand über ein Jahr gewährt hat, und für den jungen Mann keine Hoffnung bleibt, jemals in Freiheit gesetzt zu werden, als wenn er seiner Liebe entsagt, dieser aber standhaft erklärt, daß er eher sterben, als diese Bedingung eingehen wolle, die ihm weit fürchterlicher als der Gedanke eines immerwährenden Kerkers sey; so faßt das bürgerliche Mädchen einen edelmüthigen heroischen Entschluß, auch das Letzte zu wagen, und wenn dieß fehlschlüge, durch einen freiwilligen Tod ihren treuen Liebhaber zu befreien.

Sie tritt dem Pabste, indem er aus der Kapelle kömmt, in den Weg, wirft sich ihm zu Füßen, und erfleht sich in den beredtesten und rührendsten

Ausdrücken ihren Geliebten zum Gemahl, nicht sowohl um ihre Wünsche zu krönen, als vielmehr um ihn zu retten, da er ohne sie der Freiheit auf immer entsagend, sich vor Gram verzehrt.

Ihr Gesuch aber findet kein Gehör; die Familie der Braschi soll nicht mit unedlem Blute befleckt werden! —

Trostlos, mit stummen Schmerz geht das arme Mädchen von dem Antlitz des Vaters der Gläubigen, der allem Volke seinen Segen ertheilt, hinweg.

Mit beängstigter Seele eilt sie vom Petersplatze über die Engelsbrücke der Wohnung ihrer Eltern zu. Auf der Brücke bleibt sie stehen, und heftet noch eine Weile ihren starren Blick nach den Zinnen der Engelsburg hinauf, bis endlich ihrem beklemmten Herzen die hervorsteigenden Thränen Luft machen, womit sie ihrem Geliebten den letzten Abschiedskuß nach seinem Kerker zuwirft, aus dem er nun bald durch sie befreit werden soll.

Denn schon hält sie in ihrer Tasche das Giftfläschchen in der Hand, und leert es entschlossen aus, indem sie wieder in das Haus ihrer Eltern tritt, das sie noch hoffnungsvoll wieder verließ, und nun verzweiflungsvoll wieder betreten mußte.

Ehe sie verschied, entdeckte sie ihren Eltern, wodurch sie zu diesem Entschluß bewogen sey, und daß man sogleich ihren Tod berichten möge, um die Befreiung ihres Geliebten zu bewirken.

Der Unwille, womit man sich hier diese Geschichte erzählt, erstreckt sich auf die vornehmsten Zweige vom Hause Braschi, die jetzt den Glanz dieses Hauses machen, und ehemals, wie man sich zu sagen nicht entblödet, ihren Einzug in Rom auf Eseln hielten.

Rom, den 10. November.

Der Spanische Platz.

Dieser Platz hat seinen Nahmen von der Residenz des Spanischen Gesandten, die sich auf demselben befindet, und unter dessen Gerichtsbarkeit auch dieser Platz steht, auf welchem kein Verbrecher von päbstlichen Häschern angetastet werden darf.

Der Spanische Platz ist also gleichsam ein status in statu; auf diesem Platz und in der Nähe desselben wohnen die meisten Fremden, besonders Künstler, welche hier unter sich eine Art von Republik ausmachen, unter der Protektion ihrer respektiven Gesandten stehen, und in Ansehung der Freiheit, die sie genießen, beinahe wie Studenten auf einer deutschen Universität zu betrachten sind.

Ein Fremder zu seyn, der für sein Geld hier lebt, giebt an sich schon ein gewisses Ansehen, und die Benennung forestiere gilt in diesem Betracht für einen Ehrennahmen.

Auf dem spanischen Platze, der wie eine Art von Versammlungsort für die Fremden zu betrachten ist, trift man sich gewöhnlichermaßen zusam-

men. Auch hat dieser Platz an sich etwas Angenehmes und Einladendes.

Er liegt am Fuße eines der Hügel von Rom, der in den alten Zeiten collis hortulorum, der Hügel der Gärten, hieß, und noch itzt zum Theil mit den schönsten Lustgärten bedeckt ist.

Dieser Hügel heißt jetzt monte Pincio, und es führt zu demselben eine prachtvolle steinerne Treppe von hundert fünf und siebenzig Stufen hinauf, welche sich bald in zwei Arme theilen, bald wieder zusammenstoßen; und durch breite Ruheplätze mit Geländern, mehrmalen unterbrochen werden.

Diese Treppe, welche, statt zu irgend einem Hause oder Gebäude unmittelbar zu führen, einen ganzen Berg hinauf gebauet ist, dessen Anhöhe man auf ihr ersteigt, macht beim ersten Anblick eine erstaunliche Würkung auf das Auge, das eine solche Menge von Stufen übereinander zu zählen ungewohnt ist.

Diese Würkung würde noch frappanter und der Anblick würklich majestätisch seyn, wenn diese Stufen nicht durch so viele Abtheilungen, Schweifungen, Geländer, und Verzierungen unterbro-

chen wären, sondern in einem fort den Berg sich hinan erhüben.

An dem Fuße dieser ungeheuren Treppe, in der Mitte des Platzes, ist ein Springbrunnen in der Form eines Schiffes, von Porphyr, worin das Wasser aus einer hohen Schaale springt, aus welcher es sich wieder in das Schiff, und aus diesem in das umgebende Bassin ergießt. Von diesem porphyrnen Schiffe führt die Fontäne selbst den Nahmen Barcaccia.

Oben auf dem Berge, der Treppe gegen über, steht die Kirche S. Trinità de monti, oder der heiligen Dreieinigkeit vom Berge, mit einem Franziskanerkloster, dessen Bewohner alle Franzosen von Geburt seyn müssen, und das auf dieser Anhöhe die reizendste Lage hat, die man sich denken kann.

Wenn man nun unten bei dem Springbrunnen steht, so macht von der einen Seite die Treppe, und oben auf dem Berge die Kirche, und auf der andern Seite, dem Springbrunnen gegenüber, die Einsicht in die Strada Kondotti, die schönste Perspektive.

Unten im Hintergrunde des spanischen Platzes steht das große Gebäude der Propaganda (zur

Fortpflanzung des katholischen Glaubens) von dunklem schwärzlichen Ansehen.

Oben nach der Strada Babuina zu hat der Platz ein freies, lachendes Ansehen; die Treppe, und noch ein anderer mit Bäumen bepflanzter Aufgang zu dem Hügel der Gärten, unterbrechen die Gebäude, womit der Platz eingeschlossen ist, und laden auf jene reizenden Anhöhen ein, deren Abhang schon zum Theil mit Gartenbeeten geschmückt, und mit Obstbäumen bepflanzt ist.

Die Strada Babuina in welcher ich wohne ist schön und breit; mit wenigen Schritten komme ich auf der einen Seite nach dem Platze del Popolo, und auf der andern nach dem spanischen Platze. Dicht neben dem Hause, wo ich wohne, ist das große Theater Aliberti, wo aber nur im Karneval Oper gespielt wird. Durch ein paar kleine Nebenstraßen kommt man auch auf den Korso; so daß man sich hier in der lebhaftesten Gegend des am meisten bewohnten Theils der Stadt befindet.

Diese ganze Gegend gehörte ehemals zu dem Kampus Martius, und hier waren die eigentlichen Plätze, wo das Volk zu der Wahl der obrigkeitlichen Personen sich versammlete. Auf der

Anhöhe wo jetzt die Treppe auf dem spanischen Platze hinauf gebaut ist, standen die Kandidaten, um desto besser von dem ganzen Volke gesehen zu werden.

Am Ende des spanischen Platzes ist ein Speisehaus, welches dadurch merkwürdig wird, daß sich die Künstler von allen Nationen da zusammen finden. Die Engländer speisen gewöhnlich in einem Zimmer für sich besonders; die Franzosen sind mit Italiänern und Deutschen untermischt; die Russen pflegen auch in einem Zimmer für sich zu seyn. In diesem Speisehause ist auch die löbliche Einrichtung, daß ein jeder von den Speisen, die auf der Liste stehen, nach seinem Appetit fordern kann, und nicht mehr zu bezahlen braucht, als er wirklich verzehrt hat.

Die Deutschen aber pflegen größtentheils die solidere Kost bei dem deutschen Speisewirth in der Strada Kondotti vorzuziehen. Unter den italiänischen Speisen ist eine Art Kohlstaude von vorzüglichem Wohlgeschmack, welche Broccoli heißt, und die selbst Winkelmann, bei dem geistigen Genuß der hohen Kunstschönheiten, dennoch auch zu rühmen nicht vergessen hat. Auch am Sauerkraut findet man viel Geschmack, welcher

hier Surkrut heißt, weil man im Italiänischen dafür keinen Nahmen hat.

Die Villa Medicis.

Wenn man vom spanischen Platze auf der hohen Treppe den pincianischen Hügel hinansteigt, gewinnt man eine der schönsten Aussichten über Rom; man siehet den ganzen ebenen Theil der Stadt an der Tiber, wo ehemals das Marsfeld war, vor sich liegen, und blickt jenseit der Tiber über die Wiesen des Cincinnatus nach dem Vatikan, der Engelsburg, und dem Janikulus hinüber.

Die Peterskirche, das Vatikan, und die Engelsburg, stellen sich, in Vergleichung mit der übrigen Stadt, wie Riesengebäude dem Auge dar. Vor der Kirche und dem Kloster Trinita ist hier ein schöner Spaziergang, welcher häufig besucht wird, und den man auf der großen Treppe bequem ersteigt.

Will man von hier noch höher steigen, und seinen Horizont erweitern, so darf man nur in dem mediceischen Pallaste, der am Ende dieses freien Platzes liegt, eine Treppe hinaufgehen, die zu einem schönen mit Bildsäulen geschmückten Portikus führt, aus welchem man auf einmal in

die prächtige Villa Medicis tritt, die wegen ihrer reizenden Lage alles übertrift was man sich in dieser Art vorstellen kann.

Denn nun übersieht man zugleich einen großen Theil der Landschaft um Rom, und der prachtvollen Villen, welche die Stadt in ihrem ganzen Umfange umkränzen.

Natur und Kunst haben sich hier wie von selber die Hand geboten, um in der reinen Aetherluft, die man hier einathmet, ein Paradieß zu schaffen.

Weil die Prospekte in diesem hohen Garten das schönste sind, so hat man die Hecken von Lorbeern so angelegt, daß sie allenthalben die schönsten perspektivischen Durchsichten gewähren, und man in jedem Moment durch neue Erscheinungen überrascht wird.

Nach der Seite der Stadt zu stellt sich die hohe Kuppel von St. Karlo auf dem Korso in der Nähe dem Auge dar. Dieser Dom, welcher in Vergleichung der Peterskuppel gar nicht in Betracht kommt, ist demohngeachtet an sich von einem so beträchtlichem Umfange, daß seine Größe ohne jene Vergleichung in Bewunderung setzen würde.

Nach dem mit einem dunklen Cypressenhain bepflanzten Monte Mario, und den Weingärten jenseit der Tiber, ist von dem einen Ende des Gartens, wo man zwischen zwei Lorbeerwänden einen Gang hinauf geht, in der durchbrochnen Mauer eine Durchsicht angebracht, die sich in der Ferne, beim Eintritt in den Gang, vollkommen wie ein Gemählde ausnimmt; und so wie man näher hinzutritt, wird man durch die überraschende Erscheinung der wirklichen Natur in Erstaunen gesetzt.

Auf der nördlichen Seite übersieht man die hüglichte Gegend um Rom bis nach dem Berge Sorakte hinauf; und in der Nähe die große Villa Borghese, welche Hügel und Thäler, Wälder und Ebenen in ihrem Bezirk einschließt; und auf dieser Seite grenzt die Villa Medicis dicht an die Stadtmauer.

Ein kleiner ägyptischer Obelisk mit Hieroglyphen, auf einem freien Platze, in der Mitte des Gartens, macht einen schönen Anblick, und giebt den lachenden Scenen wieder eine Art von Ernst und Würde.

In den schattigten dunkeln Gängen wird man von Zeit zu Zeit durch den Anblick einer antiken

Herme

Herme überrascht, wo irgend ein Faunen- oder Silenenkopf schalkhaft aus dem dunkeln Grün hervorblickt.

Ehemals stand hier in einer Halle die schöne Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, die von den tödtlichen Pfeilen des Apollo und der Diana unter mannichfaltigem Ausdruck der Furcht und des Schmerzens zu Boden sinken. Diese Gruppe ist jetzt nach Florenz in das herzogliche Musäum gebracht, und man fürchtet, daß dieser schöne Garten auf die Weise noch mehrerer seiner Zierden beraubt werden wird.

Nun steigt man im Garten selber noch eine Terrasse hinauf, auf welcher ein Schneckengang zu einem Gipfel führt, wo man ganz Rom im Schooße der einsamen Gegend, wovon es umgeben wird, übersieht, und wo der Blick auf der einen Seite von den hohen Appeninen, und auf der andern von der Meeresfläche umschränkt wird.

Auf diesem Gipfel steht ein kleines Lusthaus, worin man mit Bequemlichkeit dieser herrlichen Aussicht genießen kann.

So wie man nun hier zum Aether sich emporhebt, so steigt man auf eben dieser Stelle auch in die unterirrdischen Grüfte hinab; denn nahe hierbei

ist ein Eingang in die Katakomben, welche wie ein unterirrdisches Labyrinth sich unter einem großen Theil der Stadt hin erstrecken, und wovon man glaubt, daß sie in den Christenverfolgungen zu Begräbnißplätzen für die Todten und Zufluchtsörtern für die Lebendigen gedient haben.

Wenn man hineingeht nimmt man Fackeln, und, wie Theseus, Knäul und Faden mit, um den Weg wieder zurück zu finden.

Wegen der ungesunden Ausdünstung wagt sich freilich niemand zu weit hinein. Was Wunder also, daß die Einbildungskraft diesen unterirrdischen Gängen die ungeheuerste Ausdehnung giebt, sie nicht nur unter der Tiber selbst wegführt, sondern auch bis nach Neapel unter der Erde hin sich erstrecken läßt. Vor dem Sebastiansthore ganz am andern Ende der Stadt, giebt es noch einen Eingang in diese Katakomben.

Ich bin denn auch auf dem Vatikan gewesen, habe den Apollo von Belvedere, den Laokoon und den Torso gesehen; den Fechter in der Villa Borghese, und so viel andre herrliche Monumente, dennoch aber wage ich es jetzt nicht, über dieß alles eine Silbe zu schreiben.

Ich finde daß es den neuangekommenen Künst-

lern hier eben so geht, wie mir; sie verlieren sich in dem Anschauen des Mannichfaltigen, ihre Einbildungskraft verschwimmt sich, und kann sich auf nichts einzelnes heften; jedes Neue ist zu anziehend und zu reizend, als daß man nicht eine Zeitlang mit Muße darauf verweilen sollte; eine bestimmte Auswahl aus diesem allen würde im Anfange sogar eine Art von Bewegenheit seyn; und nur einer, der die Kunst wie ein Handwerk treibt, oder durch die dringendsten Bedürfnisse dazu genöthigt ist, kann hier sogleich beim Eintritt in dieß Heiligthum, ohne sich erst darin umgesehn zu haben, mit bestimmter Arbeit und täglichem Fleiß den Anfang machen.

Auch ist die Seele noch zu voll von den Gegenständen; alles was sie darüber sagen, oder davon wieder ausdrücken soll, kömmt ihr viel zu klein und geringfügig gegen die Sachen selber vor.

Ich muß Sie also bitten, mein Lieber, so lange mit einer Beschreibung von der Villa Medicis; von einem Aufzuge des Pabstes, u. s. w. vorlieb zu nehmen, bis allmälig sich mir die Zunge löset, und ich im Stande bin, über Schönheit und über Kunst, die ersten Laute hervorzubringen, die ihres Gegenstandes würdig sind.

Rom, den 20. November.

Der Hr. v. G. ist hier angekommen, und mein hiesiger Aufenthalt hat dadurch ein neues und doppeltes Interesse für mich gewonnen.

Dieser Geist ist ein Spiegel, in welchem sich mir alle Gegenstände in ihrem lebhaftesten Glanze und in ihren frischesten Farben darstellen.

Der Umgang mit ihm bringt die schönsten Träume meiner Jugend in Erfüllung, und seine Erscheinung, gleich einem wohlthätigen Genius, in dieser Sphäre der Kunst, ist mir, so wie mehreren, ein unverhofftes Glück.

Denn bei allen Schönheiten der Natur und Kunst giebt es doch nichts Höheres, als den harmonischen Gedankenwechsel, wodurch die dunklen Empfindungen erst zur Sprache und zum Bewußtseyn kommen.

Es ist hier jetzt mitten im November noch das angenehmste Frühlingswetter, und ich machte vor ein paar Tagen in der Gesellschaft des Hrn. v. G. und einiger Künstler, die mit ihm wohnen, einen Spaziergang nach der Villa Pamphili, der mich in eine neue Welt von Ideen und herrlichen Eindrücken geführt hat.

Alles stimmt doch hier zusammen, um den Geist zu der Betrachtung des Großen und Schönen zu erheben. Die gen Himmel emporragende dunkle Cypresse ladet durch ihre melancholische Pracht zum ernsten Nachdenken ein; und die majestätische Pinie, welche ihren Wipfel ausbreitet, und unter dem blauen Aether hoch über unseren Häuptern ein grünes Obdach wölbet, erheitert und belebt das Bild, das von dem hohen Himmel, und der grünen Wiesenfläche sich in der Seele abdrückt.

Schattigte Lorberhaine, in denen man sich verliert, weite Gefilde, in denen man sich wiederfindet; besonnte Hügel, die man ersteigt, angenehme Thäler, wo man sich im Schatten lagert; Wälder, die die Wiesen umkränzen, dieß alles hat etwas Neues und Ungewohntes; die Idee von Garten verschwindet ganz; auch scheint selbst da, wo er aufhört, die natürliche Landschaft nur eine Fortsetzung von ihm zu seyn.

Künftig einmal mehr von dieser Villa! — Vorzüglich aufmunternd für einen Fremden, der sich hier belehren will, ist der allgemeine Enthusiasmus und Wetteifer, welcher die Künstler aller Nationen hier belebt, die ihren Aufenthalt in

Röm, wie den unschätzbarsten Theil ihres Lebens betrachten, wo jeder Moment ihnen nutzbar werden muß.

Ihre Empfindungen für das Große und Schöne jeder Art zu erhöhen und zu vervollkommnen, dazu müssen selbst ihre Erhohlungen und Spaziergänge beitragen, von denen nicht leicht einer bloß auf Vergnügen abzweckt.

Auch kann man ja hier fast keinen Schritt thun, ohne sich zu belehren, und seinen Ideenkreiß zu erweitern, wenn man sich nur irgend für bemerkenswerthe Gegenstände der Natur und Kunst zu interressiren weiß; und es giebt nicht leicht einen Garten, einen Weinberg, oder eine Villa, die man zum Vergnügen besucht, und welche nicht zugleich irgend eine Merkwürdigkeit aufzuweisen hätte.

Daß Studium und Genuß auf die Weise immer eins wird, macht auch wohl den hiesigen Aufenthalt für manchen Künstler so reizend, und zuletzt unentbehrlich. —

Und was für die hiesigen Einrichtungen und Hospitalität höchst ruhmwürdig ist, so wird der Zutritt zu den herrlichsten Schätzen der Kunst,

und den kostbarsten Ueberbleibseln des Alterthums auf keine Weise erschweret.

Für die Kleinigkeit von vier Paul, (etwas über einen halben Thaler) welche man an den Kustos zahlt, steht eine jede Gallerie, und jede Antikensammlung den Fremden offen. Auch sind diese vier Paul nicht etwa als eine Bezahlung für den Eintritt, sondern nur wie ein kleines Geschenk für den Kustos angesehn.

Wenn sich nun eine Gesellschaft, um eine Gallerie zu sehen, zusammenfindet, so wird von allen auch nicht mehr als vier Paul für den Eintritt entrichtet, so daß jeder Einzelne eine kaum nennenswerthe Kleinigkeit beitragen darf.

Auf die Weise bleiben auch dem ärmsten Künstler die höchsten Schätze der Kunst und des Alterthums nicht verschlossen; was auch der Aermste mit leichter Mühe erwerben kann, dafür kann er Tagelang in dem Anschauen der erhabensten Werke schwelgen, welche die Vorbereitung von Jahrhunderten zur Reife brachte.

Ueberhaupt herrscht hier eine große Geselligkeit unter den Fremden; denn alle werden gewissermaßen durch einen gemeinschaftlichen Zweck verbunden, jeden Moment ihres hiesigen Aufent-

halts zu ihrer Vervollkommnung zu nutzen, und ihren Sinn für das Große und Schöne in der Kunst zu erhöhen und zu verfeinern.

Hierauf beziehen sich meistentheils die gesellschaftlichen Unterhaltungen und Gespräche. Man spricht mit Bewunderung und Enthusiasmus, über das was man gesehen, und jeder sucht dem andern seine Empfindungen mitzutheilen, weil es selbst der Eigenliebe schmeichelt, für den Genuß des Schönen hinlängliche Empfänglichkeit zu haben.

Es ist ein ordentliches Fest, wenn eine Gesellschaft sich verabredet hat, einen Vormittag oder Nachmittag anzuwenden, um irgend eine Sammlung von Kunstwerken gemeinschaftlich zu sehen. Entweder man sieht sie zum erstenmale, so ist die Erwartung desto höher gespannt, oder man hat sie schon gesehen, so freuet man sich darauf, als wenn man alte Bekannte und Freunde wieder findet.

Das griechische Kaffehaus in der Strada Kondotti, nahe bei dem spanischen Platze, ist für die jungen Künstler gemeiniglich der Sammelplatz, wo sie sich einfinden, und manchmal sich auch erst bereden, welche Villa oder welche Gallerie sie an dem Tage besuchen wollen.

Des Sonntags werden vorzüglich solche lehrreiche Wanderungen angestellt; woran denn auch Künstler Theil nehmen, welche sonst die ganze Woche über mit Arbeit beschäftigt sind, und denen dieß nun eine eben so angenehme als nützliche Erhohlung ist.

Ich habe nun auch das kapitolinische Musäum, den sterbenden Fechter, Antinous, u. s. w. gesehen; in der sixtinischen Kapelle habe ich das jüngste Gericht von Michael Angelo angestaunet; unter den majestätischen Trümmern des alten Roms wandle ich alle Tage umher, und suche mich nach und nach in diesem großen Schauplatze zu orientiren, um dann auch nach einiger Zeit einmal ein Wörtchen darüber sagen zu können.

Da ich dieß nun aber mit hinlänglicher Muße thun will, so bin ich mein eigner Cicerone. Mit meinem Wegweiser, Roma antica e moderna, in der Hand, werde ich die Regionen der Stadt durchwandern, und kein Plätzchen und keinen Winkel unbesucht lassen, der nur irgend etwas Merkwürdiges enthält.

Das Merkwürdige aber findet sich hier so nahe beieinander, daß man immer nur einige Schritte gehen darf, um auf einen neuen Gegenstand zu

stoßen, bei welchem man sich eine Zeitlang verweilen kann, und den man sich nun für die Folge aufspart, um durch das öftere Wiedersehen erst gleichsam bekannter mit ihm zu werden.

Wo man hintritt, da kontrastirt das alte Rom mit dem neuen in den sonderbarsten Gestalten und Erscheinungen. Kirchen und Klöster steigen auf den Ruinen heidnischer Tempel empor; auf Obelisken und Säulen ist das Kreuz gepflanzt; statt der römischen Toga sieht man, wohin das Auge blickt, die Mönchskutte und das schwarze Abbatenkleid.

Mit der Erinnerung an die Vorzeit zusammengenommen, macht dieß alles dennoch ein erhabenes Schauspiel. Durch den Anblick tausendjähriger Ruinen ist es, als ob der ungeheure Zwischenraum von Zeit gleichsam vors Auge gebracht, und das Vergangene, wie in einem Zauberspiegel, mitten in dem Nebel des Gegenwärtigen sich wieder darstellte.

Ich habe nun meine ordentlichen Wanderungen in Rom von da angefangen, wo es sich zuerst in seiner Pracht mir darstellte, von der Porta del Popolo.

Ich wußte erst nicht, was der Eintritt in dieß Thor immer für eine alte Erinnerung bei mir erweckte, bis ich darauf kam, daß in Berlin sich eine ähnliche Aussicht auf einen Platz und von diesem in drei Straßen eröfnet, wenn man in das hallische Thor tritt, wo man vor sich ebenfalls eine lange schnurgerade Straße, eben so wie vor der Porta del Popolo den ganzen Korso, hinaufsieht.

Wenn man den Korso hinuntersieht, so macht die Durchsicht durch das Thor del Popolo, mit dem Obelisk davor beständig einen mahlerischen Prospekt, und eine reizende Perspektive. Der Anblick unterscheidet sich von allem Gewöhnlichen und Alltäglichen, was man sonst in Städten siehet, und bezeichnet einem deutlich, daß man sich in Rom befindet.

Das Thor und der Platz del Popolo führen ihre Nahmen von einem Pappelhain, der in dieser Gegend um das Grabmal des Augustus gepflanzt war.

Der römische Konsul Kajus Flaminius ließ dieß Thor zuerst erbauen, wovon es denn in der alten Zeit die Porta Flaminia hieß; der Pabst

Pius der vierte ließ es durch den berühmten Baumeister Vignola wieder herstellen und verzieren.

Daß man in das neue und nicht in das alte Rom tritt, wird auffallend genug durch dieses Thor bezeichnet. Denn oben erblickt man gleich das päbstliche Wapen, die dreifache Krone nebst den Schlüsseln, und die Statüen der Apostel Petrus und Paulus, von einem schlechten Meister verfertigt, zwischen den Säulen.

Dieß Thor ist gleichsam ein Bild von der ausgearteten modernen Baukunst, in welcher sich der Geist der Zeiten abdrückt, wo man es vergeblich versuchte, die edle Simplicität der Alten nachzuahmen, weil die Auswüchse des gesunkenen Geschmacks, und der kleinlichen Denkungsart sich immer zwischen das Ideal des Künstlers und die Ausführung stellten; so daß man wohl sieht, wie der Geist, durch die Betrachtung des Großen und Schönen in den Kunstwerken der Alten gebildet, dennoch unter der Frivolität seines Zeitalters erliegen mußte.

Wie eine Erscheinung aus der grauen Vorzeit ragt in der Mitte des Platzes del Popolo der ägyptische Obelisk empor, der fünfhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung in der ägyptischen

Stadt Heliopolis errichtet wurde, von wo ihn Augustus über das Meer nach Rom bringen ließ, um mit ihm die Pracht des Cirkus Maximus zu vermehren.

Mit Roms Herrlichkeit war auch dieses Denkmal in Schutt und Staub gesunken, aus welchem Sixtus der fünfte es wieder emporrichten, und an dem Platze aufstellen ließ, wo nun der Korso anhebt, der ohngefehr das im neuern Rom ist, was der Cirkus Maximus im alten war. Fontana hieß der Baumeister, welcher dieß herrliche Monument hier errichtete.

Wenn irgend etwas einen hohen Grad von Bildung unter den Menschen bezeichnet, so sind es doch die Werke, welche für die Nachwelt hervorgebracht, der Zerstörung trotzen.

Denn so wie die Bildung des Geistes abnimmt, beschränkt sich auch der Gesichtskreis immer mehr auf die gegenwärtigen Bedürfnisse, der Gedanke an die Nachwelt verliert seine Wirksamkeit und sein Interesse. Es entstehen Hütten, die nicht so lange wie ihre Bewohner dauern. Aus dem selbstsüchtigen Bestreben, nur seine täglichen, dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, erwächst nichts Majestätisches und nichts Großes.

Nun ist aber dieser gen Himmel emporragende Obelisk in einem einzigen Stücke aus dem härtesten Fels gehauen, und in diesen Fels die Geschichte oder Gedanken der Vorwelt in Hieroglyphen eingegraben, die für die nachkommenden Zeitalter ein Räthsel sind, dessen Auflösung noch itzt die Forscher des Alterthums beschäftigt.

Wenn man nun oben auf diesem Obelisk das Kreuz erblickt, welch eine ungeheure Reihe von religiösen und politischen Revolutionen muß man sich dann nicht zwischen diesen beiden sichtbaren Zeichen denken. Und alle diese Revolutionen hat ein Werk von Menschenhänden ausgedauert, das nun mitten in dem Wechsel der Dinge, und in der Ebbe und Flut der Schicksale, wie ein großes Merkmal uralter Menschenbildung da steht.

In Rücksicht auf die Kürze der Dauer einer Generation, verglichen mit dem unermeßlichen Gesichtskreise der sich den Gedanken eröfnet, kann man wohl behaupten, daß mit der Bildung des Geistes, das Wirken für die Nachwelt unzertrennlich verknüpft sey, und mit ihr gleichen Schritt halte.

So wie nun die Griechen durch schöne Formen, die ewig zum Muster dienen, sich unsterblich ge-

macht haben, so tragen die ägyptischen Denkmäler vorzüglich das Gepräge der Dauer und Unzerstörbarkeit. Gleich den Schiffern die auf der entfernten Insel, wo sie einst landeten, ein Denkmal zurücklassen, richteten auch jene, ehe sie hinschieden, das Zeichen auf, woran mach noch in der spätesten Zukunft erkennen sollte, daß damals wirkende und denkende Menschen waren.

Rom, den 2. März 1787.

Nach einer langen Pause erhalten Sie erst wieder einen Brief von mir, — denn meine Wanderungen in Rom, die ich Ihnen zu beschreiben anfing, sind durch einen widrigen Zufall eine Zeitlang unterbrochen worden.

Meine letzte Exkursion war ein Spazierritt in Gesellschaft einiger Freunde, nach der Mündung der Tiber bei Fiumicino.

Wir kehrten den Abend ziemlich spät zurück, und langten glücklich in Rom wieder an, wo die Ueberbleibsel des antiken Pflasters in der Gegend des Pantheons mir dießmal ein schlimmes Zeichen waren.

Denn auf eben diesem Pflaster, das durch die Zeit ganz ausgeglättet, und von einem feinen Staubregen noch schlüpfriger geworden war, hatte ich das Schicksal, durch einen Sturz mit dem Pferde, den linken Arm zu brechen.

Darüber habe ich ein paar Monathe Bette und Zimmer hüten müssen. Nun kann ich, obgleich noch mit dem Arm im Bande, wieder ausgehen, und habe seit einigen Tagen meine Wanderungen, da wo ich stehen geblieben bin, bei

dem Obelisk auf dem Platze del Popolo wieder angefangen.

Aber wie hatte sich der Schauplatz hier verändert! Ich kam auf einmal aus meiner stillen Einsamkeit in das Gewühl und Gedränge von Menschen, welche im Karneval den Korso und diesen Platz anfüllen.

Der Korso war wieder zum Cirkus Maximus geworden; vor dem großen Obelisk war das Seil gespannt, nach dessen Niederlassung, so wie in dem alten römischen Cirkus, die vor Ungeduld stampfenden und wiehernden Pferde, auf ein gegebenes Zeichen den Wettlauf beginnen.

Ein bretternes Amphitheater bei dem Obelisk trug ein buntes Gemisch von Zuschauern. Auf dem erhöhten Pflaster an beiden Seiten des Korso vor den Häusern waren Stühle gesetzt; Fenster und Balkons waren mit Teppichen geschmückt; auf dem reinlichen Boden des Korso ging man wie in der Stube; die ganze lange Straße erschien wie ein ausgeschmückter Saal, dem der Himmel zur Wölbung diente.

Und in dem Gedränge von Menschen, die auf und niedergehen; zwischen den Zuschauern, die an beiden Seiten auf Stühlen sitzen, und den

Kutschen, die langsam auf und ab fahren, dünkt man sich in einer großen Volksassemblee, wo keiner fremd und schüchtern ist, sondern sich alle zutraulich einander nähern.

Wenn nun irgendwo dem Gott des Lachens ein wohlgefälliges Fest gefeiert wird, so ist es hier, wo in den groteskesten Gestalten, und mannichfaltigsten Erscheinungen die Thorheit mit sich selber wetteifert, und jeder den andern an Lächerlichkeit und liebenswürdigen Possen zu übertreffen sucht.

Hier kann man sagen, ist der Ort, wo das dulce desipere in loco ordentlich mit einer Art von Gewissenhaftigkeit beobachtet wird, und ein jeder es für Pflicht hält, zu dem großen Fastnachtsspiele das seinige beizutragen.

Würklich macht das hiesige Karneval ein so sonderbares Schauspiel, daß ich wohl wünschte, aber mir nicht getraue, Ihnen einen anschaulichen Begriff davon zu geben *).

Eine ganz besondre Scene bezeichnet den letzten Abend, wo von den vielen tausend Menschen,

*) Das Publikum besitzt nun die meisterhafte Beschreibung des römischen Karnevals von Göthe, welche das Ganze so täuschend und so wahr, wie die Bilder in einem optischen Kasten, dem Leser vors Auge bringt.

die sich dem Korso auf und niederdrängen, ein jeder einen brennenden Wachsstock in der Hand trägt, den jeder dem andern auszublasen aus allen Kräften sich bemühet, um dann gleichsam triumphirend ausrufen zu können: ammazzato sia, chi non porta moccolo! (Es sterbe wer kein Lichtlein trägt!)

Dieser unschuldige Scherz verbindet die ungeheure Menschenmasse, zu einer einzigen vertraulichen Gesellschaft, wo Schalkhaftigkeit und Ausgelassenheit unbeleidigend sind, und ein jeder für den Muthwillen, der an ihm ausgeübt ist, sich dadurch zu rächen sucht, daß er ihn an seinem Nachbar wiederhohlt.

Nichts ist drollichter, als wenn man jemanden, der einen darum bittet, recht ehrbar seinen ausgelöschten Wachsstock anzünden läßt, und dieser nun, indem er höflich dankt, einem, ehe man sichs versieht, im Weggehen behende das Licht ausbläst; oder wenn zwei recht ernsthaft beieinander stehen, und einer dem andern sorgfältig das Licht anzündet, und auf einmal ein dritter dazwischen tritt, und beide Lichter auf einmal ausbläst, so daß die Anzündenden plötzlich einerlei Schicksal haben, und über den losen Muthwillen lächeln.

Junge Mädchen, Kinder, Männer, Greise, Einheimische und Fremde, machen an diesem Abend nur eine Familie aus, wo jeder sich an der Zutraulichkeit des andern ergötzt, und die Gemüther alle zur Heiterkeit und zu geselligem Genuß des Lebens, in diesen kurzen vorübergehenden Momenten einer so allgemeinen Mittheilung gestimmt sind.

Einer von unserer Gesellschaft hatte den Einfall, eine Anzahl kleiner Lichter auf einer hohen Stange emporzutragen, damit sie ihm niemand ausblasen könnte; nun bemühte man sich, oben aus den Fenstern die Lichter auszuwehen, und auch diese Vorsicht gegen das unvermeidliche Ausblasen zu vereiteln.

Die Vornehmen, welche in den Kutschen fahren, tragen jeder ein brennendes Wachsstöckchen vor sich in der Hand; ehe sie sichs versehen, hat irgend ein kleiner Bube am Kutschenschlage sich angeklammert, und bläst mit vollen Backen schnell ein Licht nach dem andern aus, und wenn es nun plötzlich in der Kutsche dunkel ist, so ruft er triumphirend sein ammazzato sia! aus.

Nicht weit von mir an der Seite des Korso stand ein Knabe, der immer seinem Vater das Licht ausblies, und wobei es sich sehr komisch aus-

nahm, daß er jedesmal rief: ammazzato sia il signor padre, chi non porta moccolo, welches ohngefähr so herauskam, als ob ein hiesiger Student sagte: pereat mein Herr Vater, der kein Lichtchen trägt! Der Vater wurde endlich böse darüber, und drohete ihm ernsthaft, worauf der Sohn denn immer noch ärger schrie: ammazzato sia il signor padre! — Denn auch die väterliche Gewalt hatte während dieser Saturnalien aufgehört.

Das Operntheater Aliberti in meiner Nachbarschaft habe ich denn auch ein paarmal besucht, und das Betragen des Publikums war mir hier noch ein merkwürdiger Schauspiel, als das Schauspiel selber.

Bei den Recitativen dürften die Opernsänger nur bloß die Lippen bewegen, ohne einen Laut hervorzubringen; denn es herrscht ein solches allgemeines Getöse, im Parterre und Logen, daß einer kaum sein eignes Wort vernimmt; ein jeder spricht laut mit seinem Nachbar, und auf das Schauspiel achtet keiner.

Sobald denn aber auch eine Lieblingsarie kömmt, herrscht auf einmal eine bewundernswürdige Stille; zitti! zitti! ertönt von allen Seiten;

alles lauscht und scheint ganz Ohr zu seyn; man getraut sich kaum zu athmen.

Und wenn denn der Sänger, gleich einem Sieger am Ziel der Laufbahn, die letzte gefährliche Katanze glücklich geendigt hat, so geht die allgemeine Stille auf einmal in ein betäubendes donnerndes Beifallsgetöse über.

Dabei ertönt der Nahme des Sängers mit lautem Zuruf von allen Lippen, und was mir am drolligsten schien, so suchte man dem einen Sänger, Nahmens Maffolo, der einen sehr schönen Tenor singt, vorzüglich seinen Beifall zu bezeigen, indem man seinen Nahmen selbst im Superlativ ertönen ließ, und mit dem höchsten Ausdruck von Enthusiasmus und Bewunderung, einmal über das andre Maffolo! Maffolissimo! rief.

Während den Lieblingsarien selbst hört man mit solchen ängstlichen Gebehrden, durch ein bittendes zitti! manchen um Stille flehen, als ob mit jedem Ton, der dem lauschenden Ohre entschlüpfen könnte, ein unersetzlicher Verlust dem entzückten Horcher drohte.

Und nichts ist karakteristischer als das lispelnde bello! welches während der tiefsten Stille, sich gleichsam aus der ganz entzückten Brust hervor-

drängt, die den Zeitpunkt nicht abwarten kann, wo nach dem vollen Genuß der allgemeine Beifall laut und ungehindert ertönen darf.

Tausend Nüancirungen von Freude und Bewunderung drücken sich während der Lieblingsarien auf jeglichem Gesicht aus, und verrathen deutlich, daß diese innige Theilnahme gewiß nicht Affektation ist.

Was übrigens den Geschmack anbetrift, so scheint man freilich an dem Künstlichen und Schwierigen, und was ohne weitern Sinn dem Ohre schmeichelt, mehr Gefallen zu finden, als an dem einfachen und wahren Ausdruck der Empfindung; die Töne bleiben in des Ohres Wölbungen, in den Vorhallen der Empfindung schweben, die Seele bleibt unerschüttert.

Es scheint fast, als ob die bloße Bewunderung der Kunst des Sängers hier einen solchen Grad von Rührung hervorbringt, den sonst nur ein äußerst rührender Gegenstand erwecken kann. Daher kommt es aber auch wohl, daß der Lieblingssänger, wenn er nur auftritt, beinahe wie ein übermenschliches Wesen, mit einem Enthusiasmus empfangen wird, der alle Beschreibung übersteigt. Denn die unartikulirten Töne, in welche man

ausbricht, sind dumpf und abgebrochen, gleichsam als ob das Erstaunen über eine angenehme und wunderbare Erscheinung selbst die Stimme erstickte.

Ein sehr gerechter Unterschied in Ansehung des Beifalls, den ich hier zum erstenmale gehört habe, ist der, daß man dem Komponisten, er mag nun zugegen oder abwesend seyn, durch ein bravo Maestro! sein Lob besonders zutheilt, wovon der Sänger sich alsdann nichts zueignen darf, weil der Beifall hier nicht der Ausführung, sondern dem Werke selber gilt.

Kurz, die allgemeine Aufmerksamkeit ist hier auf eine Lieblingsarie so gespannt, daß die alten Römer bei den wichtigsten Staatsverhandlungen wohl nicht mehr Eifer und Theilnahme beweisen konnten, als die jetzigen Römer bei den beliebten Stellen einer Oper im Karneval.

In einem pantomimischen Ballet sahe ich das große hölzerne trojanische Pferd aufs Theater führen, welches von den Trojanern triumphirend umtanzt, und von dem Parterre mit jauchzendem Geschrei empfangen wurde.

Während die Trojaner schlummerten, stiegen die griechischen Helden auf einer Leiter aus dem Bauche des Pferdes, und dem Aeneas erschien

um Mitternacht der Schatten des Hektor, und verkündigte ihm mit ängstlichen Gebehrden den Sturz und die Zerstörung von Troja.

Schon stand Troja in Flammen, durch welche der fromme Aeneas seinen Vater Anchises auf seinem Rücken trug, während er seinen Sohn an der Hand führte, und seine Gattin Kreusa ihm folgte.

Hinter der Kreusa aber kam eine weiße Gestalt, und zog sie unwiderstehlich zurück, daß sie von ihrem Gatten sich verlohr, der nachher wieder umkehrte, und sie ängstlich suchte, bis sie ihm plötzlich wie eine geistige Gestalt erschien, und mit Gebehrden ihn zur Flucht ermahnte.

Die Griechen führten nun die gefesselten Trojanerinnen im Triumph auf, unter welchen sich auch Kassandra befand, die vergeblich, und ohne Glauben zu finden, das Verderben von Troja prophezeiht hatte, welches nun die Gefährtinnen ihres Unglücks mit ihr bejammerten.

Dies Ballet hatte das Verdienst, daß es die Darstellung des Virgil fast buchstäblich nachzuahmen strebte, und eben deswegen, ohngeachtet der Einförmigkeit und der Härte des Kontrastes in dem pantomimischen Ausdruck, im Ganzen genommen, eine vortrefliche Wirkung that.

Fraskati, den 8. Merz.

Hier wandle ich auf den höchsten Gipfeln der tuskulanischen Hügel unter den Ruinen von dem Landsitze des Cicero. Zu meiner Rechten schimmert aus den sabinischen Bergen das glückliche Tibur hervor, welches Horaz besang.

Vor mir in der Ebne liegt Rom auf seinen Hügeln, über welche alle die majestätische Kuppel der Peterskirche, selbst einem Berge ähnlich, weit emporragt. — In der Ferne das Meer, auf welchem das bloße Auge die seegelnden Schiffe entdeckt.

Dort die sehnlich gewünschten Ufer, wo nach so mancher Widerwärtigkeit und überstandenen Stürmen, der fromme Aeneas landete, und auf jenem Fleck, wo itzt ein kleines Vorwerk steht, für seine geflüchteten Trojaner in dieser neuen Heimath die erste Stadt erbaute.

Zu meiner Linken der Hügel von Alba Longa, und hinter mir der Gipfel von dem albanischen Berge, wo einst der Tempel des Jupiter Latialis stand, bei welchem die Völker Latiums alljährlich ihr Bündniß erneuerten.

Zu meinen Füßen, am Abhange des tuskulanischen Hügels, liegt Fraskati, in dem Bezirk,

den eine einzige Villa des Lukullus einnahm, von welcher sich noch die Spuren in Ruinen zeigen.

Ohngeachtet der Annäherung des Frühlings, herrscht noch eine strenge Luft auf diesen Hügeln, und die hohe Morgensonne schmilzt erst das Eis, welches noch immer vom nächtlichen Frost sich bildet.

Der Weg von Rom hieher, welcher drei deutsche Meilen lang ist, und den ich vor einigen Tagen mit L. und B. an einem schönen Nachmittage zurücklegte, liegt in täuschenden Verkürzungen vor mir.

So wie auch, wenn man von Rom ausgeht, das Städtchen Fraskati wegen seiner Lage an dem Abhange des Hügels viel näher scheint, als es wirklich ist; denn unser Weg wurde uns am Ende, besonders da er bergan ging, ziemlich lang.

Meine beiden Gefährten sind schon wieder nach Rom zurückgekehrt, und ich denke nun ein paar Wochen hier einsam zuzubringen, und der heilsamen Luft zu genießen, um mit erheiterter Seele, und gestärkten Sinnen, zu dem Genuß und der Betrachtung der herrlichen Schätze der Kunst in Rom zurückzukehren.

Von meiner Wohnung in der Mitte des Städtchens steige ich des Morgens früh die jähe Anhöhe hinauf, welche mich erst zu der Villa Aldobrandini, und von da bis zu diesem Gipfel führt, wo ich die Stadt tief unter mir liegen sehe.

Hier oben ist ein schattigter Spatziergang in einer Cypressenallee, die man von Rom aus sieht, und welche auch in der Ferne einen reizenden Prospekt macht. Die Ruinen von der Villa des Cicero werden von einsamen Pinien umschattet.

Das Städtchen Fraskati selber ist ein angenehmer Wohnort; man kann es im eigentlichen Sinne durchschauen; denn man kann alle die kleinen Straßen hindurch ins Freie sehen.

Ich wohne auf dem Marktplatze, gerade der Hauptkirche gegenüber, die eine ansehnliche Fassade hat; und der Sohn meiner Wirthin selbst ist Priester an dieser Kirche.

Der Bischof, welcher hier residirt, nimmt, wenn er ausfährt, mit seinem sechsspännigen Wagen jedesmal beinahe diesen ganzen Marktplatz, und also einen großen Theil der Stadt ein, die zu einer mit sechsen bespannten Kutsche gar kein Verhältniß hat.

Müssiges Volk giebt es hier genug, die des Morgens, wenn ich ausgehe, schon auf der Straße zu spielen angefangen haben, und die ich des Mittags, wenn ich zurückkehre, noch dabei antreffe. Ihr Spiel ist sehr einfach, und hat eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Billard; denn es wird auch auf dem ebenen Boden mit Kugeln nach Kugeln gezielt.

Frascati, den 10. Merz.

Des Nachmittags ist mein gewöhnlicher Spaziergang nach der Villa Ludovisi dicht vor der Stadt, wohin ich mit wenigen Schritten aus meiner Wohnung komme.

Auch von hier hat man die Aussicht, auf die Stadt Rom, so wie auf einen großen Theil des alten Latiums und auf das mittelländische Meer.

Wenn ich diesen Schauplatz der Entstehung Roms betrachte, so steigt die uralte Dichter- und Fabelwelt oft vor meinen Blicken auf.

Es däucht einem, als ob ein Traum der frühen Kindheit, wo man zuerst die unbekannten Nahmen dieser Oerter und ihre Geschichte hörte, nun in Erfüllung ginge, da man das, womit die junge Einbildungskraft sich so oft beschäftigt hat, nun in der Würklichkeit vor sich sieht.

Dichter und Geschichtschreiber der Vorzeit hier gelesen, wo man den Schauplatz der Ereignisse, die sie schildern, mit allen seinen Merkmalen vor sich ausgebreitet sieht, versetzen die Seele in eine sanfte melancholische Stimmung, indem sie gleich-

sam mitleidsvoll über die Flucht der Zeit und über die hinrollenden Menschenalter trauert.

Noch breitet der Platanus seine nackten Aeste aus; aber der entblätterte Mandelbaum blühet; und ich wandle hier in schattigten Lorbeerhainen, und unter immergrünenden Eichen, wo keine Spur des Winters merkbar ist.

Rom, den 22. Merz.

Ich bin nun nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen in Fraskati, nach Rom wie in eine Heimath wieder zurückgekehrt, und habe, nach dieser Pause, die mir nun schon bekannten Gegenstände, wie meine alten Freunde, wieder begrüßt.

Eine solche Unterbrechung aber scheint wirklich nöthig zu seyn, um sich wieder zu erhohlen, und zu der erneuerten ruhigen Betrachtung des Schönen den Geist zu sammlen.

Es ist, als ob man nun schon einen Lauf vollendet hätte, und mit neuem Ansatz seine Laufbahn wieder von vorne anfinge, in welcher man ungehinderter forteilt.

Aber so lange bin ich nun schon in Rom, und habe Ihnen noch kein Wort von der Peterskirche geschrieben, von der es doch, wenn man sie einmal gesehen hat, schwer seyn soll, nicht zu reden und zu schreiben, wenn man nur irgend zu reden oder zu schreiben im Stande ist.

Allein ich habe es oft vergeblich versucht, den Eindruck zu entwickeln, welchen dieß Gebäude bei seinem ersten Anblick, und bei dem ersten Eintritt in dasselbe hervorbringt.

Sehr

Sehr schön und treffend scheint mir ein Engländer seine Empfindung ausgedrückt zu haben, indem er von diesem Gebäude sagt: it mends on the Eye in every moment (es verschönert sich dem Auge in jedem Moment, oder, es erhält mit jedem Augenblick neue Reize.)

Einer meiner liebsten Gänge ist nach der Peterskirche, und mein angenehmster Aufenthalt wirklich in der Peterskirche, wo man sich in der majestätischen Umgebung dennoch so bequem und gemächlich, wie in einem Wohnzimmer findet; ich lese und studiere daher oft in dieser Kirche, und sie hat immer schon fern für mich etwas Einladendes, dem ich nicht widerstehen kann.

Doch muß ich Ihnen erst, wo möglich, eine Schilderung von dem Platze geben, welcher den Eintritt in dieß schöne Heiligthum vorbereitet; auf welchem jetzt das Volk den Seegen des Pabstes empfängt, und der Vorzeiten eine sehr verschiedne Bestimmung hatte.

Denn hier war einst der Cirkus des Nero; ein Theil des Janikulus, von wo man diesen Schauplatz übersehen konnte, und auf welchem jetzt die Barberinischen Gärten liegen, hieß das kleine

Palatium. Und Nero ergötzte sich von hieraus an den von ihm veranstalteten Kampfübungen der Christen mit den wilden Thieren.

Diesen Platz schließt nun die majestätische Kolonnade ein, durch welche sich der Petersplatz allein schon vor allen berühmten Plätzen in der Welt auszeichnet.

Dreihundert und zwanzig Säulen von Travertin, eine jede von dem Umfange, daß zwei Männer sie kaum umklaftern können, und von verhältnißmäßiger Höhe, bilden diesen prächtigen Säulengang.

Die Säulen stehen vierfach in der ganzen Länge der Kolonnade, und bilden drei Gänge, von denen der mittelste weiter ist, als die beiden Seitengänge.

Acht und achtzig Statüen von Heiligen schmücken das Säulengeländer, womit das platte Dach der Kolonnade umgeben ist. Die Geländer von den beiden Gängen, welche in die Halle der Kirche führen, sind auch noch mit acht und vierzig Statüen von Heiligen bepflanzt, so daß man die Heerscharen der triumphirenden Kirche hier vor sich zu sehen glaubt.

Gewiß hatte das alte Rom nichts aufzuweisen, daß diesem Platze und diesem Säulengange an Pracht zu vergleichen gewesen wäre.

Es scheint, als ob man es ordentlich darauf angelegt habe, daß auf demselben Fleck, wo das Christenthum die tiefsten Erniedrigungen erlitten hatte, nun auch der höchste äußere Glanz und Herrlichkeit desselben, in seiner ganzen Pracht hervorschimmern sollte.

In der Mitte dieses Platzes ragt ein ägypti- scher Obelisk, aus einem einzigen Stück von orientalischem Granit, empor.

Auch dieser Obelisk, der ehemals zweien Kai- sern, dem August und Tiber gewidmet stand, war mit der Herrlichkeit von Rom in Schutt und Staub versunken, bis Sixtus der fünfte ihn auf diesem Platze wieder aufrichten ließ, und ihn dem heiligen Kreuze weihte, das nun auf seiner Spitze triumphirend aufgepflanzt ist.

Gerade auf diesem Platze, wo einst Nero seine Augen an den schmählichen Hinrichtungen der Christen weidete, die hier, selbst wie Thiere geach- tet, mit wilden Thieren kämpfen mußten, verei- nigt sich nun der höchste Glanz des christlichen

Roms, das Vatikan und die Peterskirche. Aeußerst bedeutend wird durch diese Vergleichung die Inschrift auf dem Obelisk; das Kreuz hat triumphirt! —

Auf jeder Seite des Obelisks rauscht ein Springbrunnen empor, welcher an Sommertagen die brennende Hitze kühlt, und wodurch dieser Platz bei der Pracht, die ihn umgiebt, auch zugleich ein lebhaftes Ansehen, und eine einladende Anmuth erhält.

Zu dem ersten Tempel der Christenheit, dessen Vorderseite dem großen Oval dieses Platzes zum Hintergrunde dient, führt eine Marmortreppe, deren Stufen die Schwellen der Apostel heißen. Aus einer Pyramide von dem Grabmahl des Scipio, das sich in dieser Gegend befand, und der Peterskirche weichen mußte, sind diese Stufen genommen, welche nun, durch eine der sonderbarsten Metamorphosen, zu den Schwellen der Apostel geworden sind; denn unten an dieser Treppe stehen die Statüen der Apostel Petrus und Paulus, welche gleichsam den Eingang in den Tempel bewachen.

Wenn man die Vorderseite der Peterskirche im Hintergrunde dieses Platzes sieht, so ist es

einem, als ob man in einen optischen Kasten blickte; das Ganze macht mehr den Eindruck eines Gemähldes, als eines Gegenstandes aus der wirklichen Welt, wo man etwas so vollkommen ebenmäßiges, und bei einem solchen Umfange dennoch so vollkommen ausgearbeitetes, nicht zu sehen gewohnt ist.

Man muß erst dicht hinzutreten, und die Säulen an seinem Körper messen, ehe man sich einen Begriff von ihrer ungeheuren Höhe und Dicke machen kann, welche einen erstaunlichen Eindruck hervorbringen müßten, wenn die vielen Unterbrechungen, Abtheilungen und Vorsprünge zwischen den Säulen an dieser Vorderseite, diesen Eindruck nicht wieder verminderten, so daß das Ganze mehr einen reizenden und zierlichen, als großen Anblick giebt; wie denn überhaupt die Größe sich nicht leicht mehr in Verhältniß und Ebenmaaß verlieren kann, als bei diesem Gebäude, welches, ohne ein solches Ebenmaaß, mehr einem Berge oder einer Felsenmasse als einem Hause ähnlich sehen würde.

Fünf große Oefnungen zwischen den Säulen führen in die Vorhalle der Kirche. Ueber dieser Vorhalle ist eine zweite Gallerie mit dem Balkon

in der Mitte, von welchem der Pabst den Segen ertheilet; oben über den Säulen läuft eine Attika, und auf dieser ein Geländer, wo die kolossalischen Figuren Christi und der zwölf Apostel diese Vorderseite bekränzen, hinter welcher denn die Kuppel, wie ein luftiges Pantheon, emporragt, in dessen höchstem Gipfel diese unermeßliche Zusammensetzung mit dem aufgepflanzten Kreuze sich vollendet.

Beim Eintritt in die Peterskirche fühlte ich mich lange nicht so überrascht, als beim ersten Eintritt in die Paulskirche in London, welche doch in Ansehung des Umfanges bei weitem von der Peterskirche übertroffen wird: aber dort kann freilich wohl die Leerheit zu der Größe des Eindrucks vieles beitragen, weil der ganze Theil der Kirche, welcher gebraucht wird, sich eigentlich nur auf den angebauten Chor beschränkt, wo geprediget wird, und die Gemeine sich versammlet.

Der ungeheure Umfang der Paulskirche wird durch den protestantischen Gottesdienst nichts ausgefüllt, weil die protestantischen Kirchen, ihrem Endzweck gemäß, eigentlich nur Lehrhäuser seyn sollen; da hingegen die katholischen Kirchen sich schon mehr dem Begriff von Tempel nähern,

wo man nicht sowohl Unterricht ertheilte, als vielmehr nur durch Opfer und Gebet die Gottheit zu verehren suchte.

In den protestantischen Kirchen ist daher die erhabene Baukunst im Grunde zweckwidrig, und wo sie statt findet, macht sie einen ungewohnten Eindruck. Bei einer katholischen Kirche hingegen erwartet man, nach den mehr sinnlichen als spekulativen Religionsbegriffen, auch mehr in die Augen fallende Pracht, welche mit diesen Begriffen harmonirt. Für die südlichen Nationen scheint diese Pracht sogar mehr Bedürfniß zu seyn, als für die nördlichen, und es scheint in dieser verschiedenen Denkungsart mit seinen Grund zu haben, daß die nördlichen Völker sich eher, als die südlichen zum Protestantismus hingeneigt haben.

Wenn man nun die Pracht der Peterskirche als den Mittelpunkt betrachtet, wo einst die Schätze des Erdbodens zusammenflossen, so steht sie da, wie ein großes Denkmal der monarchischen Religion, durch deren Alleinherrschaft nur dieß Wunderwerk emporsteigen konnte, wodurch das delphische Heiligthum und Ephesus Tempel verdunkelt wird.

Was aber zuerst beim Eintritt den Eindruck von Größe vermindert, ist der Glanz und die Reinlichkeit, welche einem von allen Seiten, wie aus einem geschmückten Wohnzimmer entgegenstrahlet; hier erscheint einem nichts Wüstes und und unerreichbar Hohes, die Nettigkeit und Sauberkeit selber bringt der Einbildungskraft alles so nahe, als ob man es mit Händen greifen und fassen könnte.

Auch durchschaut man alles mit einem einzigen Blick; nichts Winklichtes und Verborgenes läßt die Einbildungskraft weiter schweifen, als das Auge siehet; darum scheint auch bei dem ungeheuren Umfange, alles so beschränkt und nahe aneinander, als ob man von den Wänden eines angenehmen warmen Zimmers eingeschlossen würde.

Kurz, einem ist wohl bei diesem Anblick; die Höhe, Breite, und Länge dieses ungeheuren Gebäudes macht nichts weniger, als einen schauerlichen Eindruck; man fühlt sich in dieser Weite gar nicht, wie verlohren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen.

Statt daß in dem gothischen Dome alles darauf angelegt ist, daß die Höhe furchtbar, die

Weite wie eine Wüste erscheine, und das Ganze Schauer und Bewundrung errege, so ist hier alles darauf angelegt, bei dem erstaunlichsten Umfange, dennoch die Idee des Angenehmen, Bequemen, und Wohnbaren zu erregen. Bei dem gothischen Gebäude soll das Haus einer Felsenmasse, hier soll die Felsenmasse dem Hause ähnlich sehen.

Statt daß man dort durch die ungeheuren Verhältnisse gezwungen wird, mit einer Art von Entsetzen empor zu schauen, und der Geist sich unter der Masse gleichsam erdruckt fühlt, fühlt man sich hier durch einen sanften Zug emporgehoben, weil das Ebenmaaß der Verhältnisse die man erblickt, mit dem Geiste des Menschen harmonirend, und sein eignes Werk ist, worin er sich allenthalben wieder erkennt und wieder findet, da er in dem gothischen Gebäude mit einer Art von wilder Schwärmerei sich selber in schauervollen Labyrinthen zu verlieren sucht.

Hier blickt das Auge gleich beim Eintritt zu der schön gewölbten Decke empor, die mit ihrer geschmackvollen Vergoldung sich sanft dem Blicke entgegen zu senken scheinet.

In der Mitte erhebt sich die Wölbung der Kuppel, welche auf dem Erdboden nicht ihres Gleichen hat, und demohngeachtet nichts weniger als einen furchtbaren Eindruck macht, sondern das Auge allmälig, durch ihre sanfte Krümmung bis zu ihrem Schlußpunkt in die Höhe zieht.

Unter dieser schönen Wölbung steht der zierlich geschmückte Hochaltar unter dem vergoldeten Baldachin, welcher auf vier gewundenen bronzenen Säulen ruhet, und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloße Zierde erscheint.

Die vier gewundenen Säulen, welche den Baldachin über dem Hochaltare tragen, sind mit Laubwerk und Genien verziert. Auch die Eitelkeit hat sich hier ein bleibendes Denkmal errichtet; weil nehmlich der Stifter des Altars aus dem Hause Barberini war, so schmücken auch die goldnen Bienen aus dem Barberinischen Wapen das Gebälke, und achtmal ist an dem Postamente der Säulen das Barberinische Wapen angebracht.

Einen sonderbaren Anblick machen auf jeder von den vier Säulen des Baldachins zwei Genien, deren einer die Binde- und Löseschlüssel, und der andre die dreifache päbstliche Krone darüber in die

Höhe hält, so wie man etwa in alten Basreliefs die Liebesgötter mit dem Helm des Mars, und der Keule des Herkules spielend, abgebildet findet; denn dieß sind doch nun ebenfalls die Insignien der neuen Göttergestalt, die sichtbar unter den Menschen auf Erden wandelt.

Vier Engelfiguren auf den Enden des Baldachins halten in jeder Hand einen Blumenkranz. Der Baldachin selber bildet sich in seinem Gipfel zu einer Krone, auf welcher man eine Kugel, und über dieser ein Kreuz erblickt.

Wenigstens konnten die Verzierungen des ersten Hochaltares der katholischen Kirche nicht zweckmäßiger und bedeutender, als diese, ausgedacht werden. Diesem Altar mußte eine Krone aufgesetzt werden, die seinen höchsten Triumph bezeichnete. Um diese Krone zu vollenden, wurden die Vorhallen des Pantheons alles ihres Schmucks beraubt, und aus dem Metall, welches man diesem alten Denkmale entriß, wurden überdem noch achtzig Kanonen gegen die Feinde des päbstlichen Stuhls gegossen.

Unter diesem Hochaltare ist die Gruft, welche des heiligen Petrus und Paulus Gebeine in sich aufbewahrt, und um die sich ein Geländer zieht,

auf welchem bei Tag und Nacht hundert silberne Lampen brennen. Man steigt auf einer Marmortreppe in die kostbare unterirdische Kapelle hinab.

Die hundert silbernen Lampen um diese heilige Gruft, über welche der Hochaltar gebaut ist, machen einen sehr feierlichen und schönen Anblick, und geben dem Ganzen wieder ein ernstes Ansehn, indem sie die Idee einer immerwährenden Todtenfeier in diesem dem ersten Apostel gewidmeten Tempel erwecken.

Die vier Hauptpfeiler, welche die Kuppel tragen, haben selbst einen Umfang, wie beträchtliche Gebäude, und ohne es zu wissen, sieht man sie gar nicht für Pfeiler an. In den Nischen dieser Pfeiler stehen die kolossalischen Figuren von vier Heiligen, deren schmutzige und häßliche Ueberreste diese prächtige Kirche als einen kostbaren Schatz aufbewahrt.

An diese vier Pfeiler der Peterskirche läßt sich am besten die Geschichte ihrer Erbauung knüpfen. Denn auf den Begriff dieser ungeheuern Grundlage stützte sich der Gedanke des Baumeisters, ein Pantheon in der Luft zu erheben.

Bramante hieß der Baumeister, welcher dem Pabst Julius dem zweiten diesen kühnen Gedan-

ken vorlegte. Von der alten Kirche, welche der Kaiser Konstantin auf diesem Fleck hatte erbauen lassen, blieb die Gruft der Apostel Petrus und Paulus, und die Tribune mit dem Stuhl des heiligen Petrus. Zu dem neuen Tempel legte Julius der zweite im Jahr 1506 den Grund, und Bramante errichtete die vier ungeheuren Pfeiler bis an die Bogen, auf welchen noch jetzt die Kuppel ruht.

Nicht weiter als bis dahin sahen Julius der zweite und Bramante ihr Werk emporsteigen, als beide kurz nach einander der Tod hinrafte, und die Vollendung dieses ungeheuren Werks dem Zufall überlassen blieb.

Unter drei Päbsten gieng der Bau der Kirche nur langsam fort, und dem allumfassenden Genius des Michel Angelo war es vorbehalten, den kühnen Gedanken des ersten Baumeisters, nach seiner eignen Bildung und Umschaffung, zur Wirklichkeit zu bringen, indem er unter fünf Päbsten selbst an dieser Kirche baute, und zu der Fortsetzung des Baues einen Plan hinterließ, der, durch ein päbstliches Breve sanktionirt, nach seinem Tode unabänderlich blieb.

Nach diesem Plan des Michel Angelo wurde denn unter dem Pabst Sixtus dem fünften endlich

die Kuppel selber aufgestellt, und der Bau derselben, welcher von sechshundert Arbeitern Tag und Nacht fortgesetzt wurde, binnen zwei und zwanzig Monathen zu Stande gebracht, so daß der Pabst Sixtus, welcher im August des Jahres 1594 starb, die Vollendung dieses ersten Werks der Baukunst noch erlebte.

Della Porta und Fontana hießen die Baumeister, welche unter dem Pabst Sixtus diesem bewundernswürdigen Werke die Krone aufsetzten. Karlo Maderno aber vollendete im Jahr 1614 erst den ganzen Bau der Kirche, nachdem derselbe von der ersten Grundlegung an gerechnet, hundert und acht Jahre gedauert hatte. Und nun fügte Bernini erst den Säulengang hinzu, welcher die Majestät dieses Tempels gleichsam vorbereitet, indem er den Platz vor demselben mit der prachtvollsten Einfassung umschließt.

Gewiß ist es zu verwundern, daß dieß Gebäude, dessen Vollendung so sehr vom Zufall abhing, und an welchem ein ganz Jahrhundert hindurch von ganz verschiednen Meistern gebauet wurde, dennoch in solcher Schönheit und Regelmäßigkeit, als ob es selbst wie ein Modell bearbeitet wäre, dasteht.

Darum muß bei einem solchen Gebäude auch schon die bloße würkliche Existenz desselben alle seine Mängel übertragen helfen, weil der Zufall selten so etwas emporkommen läßt, ohne manches daran zu verderben, und es immer sehr viel ist, wenn sich das Schöne und Regelmäßige unter dem Druck der Umstände, die es verhindern, nur einigermaßen empordringen und entwickeln kann.

Die vier Pfeiler selbst, auf welchen die Kuppel ruht, haben oft gewankt, und von Zeit zu Zeit verstärkt werden müssen, und demohngeachtet hat die Kuppel einen Riß erhalten. — Nach diesen Betrachtungen über die vier Pfeiler und ihre Entstehung, wollen wir uns nun wieder in das Innre der Kirche begeben, und ihre Gestalt betrachten.

Da sie in Form eines Kreutzes erbauet ist, so erhält sie die größte Erweiterung, wenn man in die Mitte derselben tritt, und nun auf einmal in unermeßlicher Höhe nach oben sich die Kuppel wölbet, und die höchste Breite und Länge der Kirche in der Form des Kreuzes sich auf einmal dem Auge darstellt. Die höchste Breite, oder der Querschnitt in dem Kreuze, soll schon an sich dem Umfange des Mayländischen Doms gleich kommen, welcher doch selber eines der größten Gebäude in der Welt ist.

Den Hochaltar in dieser Mitte haben wir schon betrachtet. Nun blicken wir nach dem Hintergrunde oder der Tribune, wo aus der alten Kirche Konstantins, noch das größte Heiligthum, nehmlich der eigentliche päbstliche Stuhl, oder der heilige Stuhl, worauf der Apostel Petrus selbst gesessen, in der prachtvollsten Umgebung aufbewahrt wird.

Dieser Stuhl des heiligen Petrus, über dessen Identität eine gelehrte Abhandlung existirt, ist in einen andern Stuhl von vergoldeter Bronze eingeschlossen.

Diesen Stuhl tragen nun die vier Kirchenlehrer Augustinus, Ambrosius, Athanasius, und Chrysostomus, welche hier also recht im eigentlichen Sinne, als die Stützen der Kirche vorgestellt werden. Sie sind in kolossalischer Größe von Bronze, und wiegen zusammen achtzigtausend Pfund.

Ueber dem Stuhle schwebt die dreifache päbstliche Krone, und eine Glorie von Engeln scheint ehrfurchtsvoll auf dieses Heiligthum hinunter zu blicken, zu welchem sich auch der heilige Geist in Gestalt einer Taube hinabsenkt.

Nebst

Oben an dem Gewölbe ist ein zu dem Ganzen passendes Gemählde nach einer Zeichnung von Raphael, wo Petrus die Bindeschlüssel empfängt, und also die päbstliche Gewalt in ihrer ersten Grundlage sich dem Auge darstellt.

Nächst dem Stuhle des heiligen Petrus sind nun die Grabmäler seiner Nachfolger auf diesem Stuhle, bei weitem das Prachtvollste in der Peterskirche.

Gleich zur rechten Seite des heiligen Stuhles ist das Grabmal des Pabstes Paul des dritten, von welchem Grabmale, das für das schönste in Rom gehalten wird, man sich mit sehr ärgerlichen Geschichten trägt.

Von den beiden liegenden Statüen, der Klugheit und der Religion, soll nehmlich die letzte, einer natürlichen Tochter des Pabstes Paul des dritten, die er als Kardinal erzeugte, nachgebildet seyn.

Eben diese Statüe hatte einst, durch die Reize des Nackenden, einen Spanier zu einer unnatürlichen Liebe verleitet, weswegen sie nachher mit einem Gewande von Bronze bedeckt ist, welches die verborgenen Schönheiten derselben noch jetzt vor den spähenden Blicken verhüllt.

Zur linken Seite des heiligen Stuhls ist das Grabmahl des Pabstes Urban des achten, welches dem vorigen an Pracht nichts nachgiebt. — Die übrigen Grabmäler von Päbsten will ich Ihnen nicht beschreiben. Es läßt sich im Ganzen nur drüber sagen, daß sie mehr durch überladenen Prunk das Auge blenden, als durch eine edle Simplizität das Herz zur sanften Theilnehmung, und das Gemüth zu stillem Ernst bewegen. — Der Gegenstand scheint es aber auch fast so zu erfordern; was im Leben nur durch äußern Prunk geblendet hat, kann auch nach dem Tode nur mit erborgtem Schimmer prahlen; jede große und erhabene Idee muß nothwendig unter der kindischen Pracht erliegen, welche die päbstliche Würde im Leben und nach dem Tode umkleidet, und welche dem, der sie besitzt eine drückende Last seyn muß, wenn Eitelkeit oder Stolz ihn für diese goldnen Fesseln nicht schadloß halten.

Merkwürdig ist noch das Monument der Königin Christina an einem Pfeiler, wo an dem Basrelief des Marmorsarges ihre Abschwörung des lutherischen Glaubens abgebildet ist, und eine Inschrift darunter sagt, daß sie des rechten Glaubens wegen ihre Krone niedergelegt,

und Rom zu ihrem geliebten Aufenthalt gewählt habe.

Nun sollte ich Ihnen noch die Kapellen zu beiden Seiten des Schiffes der Kirche beschreiben, wovon eine jede wiederum den Umfang einer beträchtlichen Kirche hat, und wodurch das Auge, so wie man die Kirche hinauf geht, in jedem Moment mit neuer unerwarteter Pracht überrascht wird, bis man in die Mitte kommt, wo auf einmal das Kreuz, in dessen Form die Kirche gebaut ist, majestätisch seine Arme ausbreitet, und sich plötzlich die Aussicht rund umher erweitert. — Allein die Pracht ist ebenfalls dasjenige, worunter bei diesen Neben- oder Seitentempeln die Schönheit oft erliegt. Und die Merkwürdigkeiten, wodurch sich die Kapellen auszeichnen, sind auch nicht groß, weil sie gröstentheils in Heiligthümern bestehen, die für uns kein Interesse haben. Von den Gemählden in der Peterskirche überhaupt aber behalte ich mir vor, Ihnen in der Folge ausführlicher zu schreiben.

Durch die Einsicht in die Kapellen entstehen, so wie man die Peterskirche hinaufgeht, immer abwechselnde Perspektiven. — Die vielen Altäre in der Peterskirche haben außer ihrer Pracht und

den Gemählden im Einzelnen auch nichts besonders merkwürdiges. Einer darunter, welcher an einem der vier großen Pfeiler gebaut ist, heißt der Lügenaltar (della bugia) und zwar aus dem Grunde, weil ein Gemählde über diesem Altare befindlich ist, welches den Ananias vorstellt, den der Apostel Paulus mit den Worten tödtet: du hast dem heiligen Geiste gelogen!

Das Schönste von der Peterskirche bleibt dennoch immer der Eindruck des Ganzen, wenn man seine Augen nicht auf Kleinigkeiten heftet, und sich durch die überflüssige Pracht und Verzierungen der einzelnen Theile nicht irren läßt. Denn so gewaltig ist der Eindruck dieses Ganzen, daß wenn man nur seine Augen darauf heftet, alle das Kleinliche und Spielende verschwindet, womit eine kindische Ehrfurcht es auszuschmücken suchte.

So verliert sich auch in dem Anblick von dem Umfange und der Höhe der Kuppel das Kleinliche der Mosaiken von Heiligen und Engelsköpfen, welche in sechs Reihen darin angebracht sind, und in deren höchstem Mittelpunkte Gott der Vater herniederschauend, nach einer Zeichnung von Arpino, abgebildet ist.

Diese Kuppel bleibt immer das Größte, was bis jetzt in dieser Art die menschliche Einbildungskraft auszusinnen, und der menschliche Verstand auszuführen vermochte, und sie verdient gewiß nicht weniger, als die ägyptischen Pyramiden, oder irgend eines von den größten Denkmälern der Vorzeit, unter die Wunder der Welt gezählet zu werden.

Wenn es nun einmal ein vorzüglich schöner Tag ist, so wollen wir auch auf diese Kuppel und auf die Zinne dieses Tempels steigen, und von da die Ruinen des alten und die Herrlichkeit des neuen Roms betrachten!

Rom, den 24. Merz.

Vor ein paar Tagen machte ich einen Spaziergang längst dem Ufer der Tiber hin, jenseit des Aventinischen Berges, ohne meinen Wegweiser bei mir zu tragen, den ich sonst immer bei meinen Wanderungen zu Rathe ziehe.

Ich fand ein großes Vergnügen daran, mich in der öden und einsamen Gegend zu verlieren, die ich zum erstenmale betrat, und wo mir die Gegenstände noch neu und unbekannt waren; als ich mich auf einmal auf dem ersten Kirchhofe der Welt befand, der durch die Pyramide des Cestius, eines der ehrwürdigsten Denkmäler aus dem Alterthum, bezeichnet wird, bei welchem die Ketzer noch innerhalb der Mauren von Rom eine ehrenvolle Grabstätte finden.

Nichts kann überraschender seyn, als der Anblick dieser Pyramide in der Nähe, welche das Grabmal eines römischen Konsuls bezeichnet, und um sie her die niedrigen Leichensteine der Protestanten, welche hier begraben liegen.

Ich las die alte Inschrift auf der Pyramide, welche tief in das zweite Jahrtausend steht, und dann die Inschriften auf den Leichensteinen der

protestantischen Fremdlinge, welche hier ihr Grab fanden.

Die eine Hälfte der Pyramide liegt außerhalb, die andere innerhalb der Stadtmauer; sie ist von außen mit Marmorplatten überzogen, und hat ein schwärzliches Ansehen. An einigen Stellen ist sie mit grünem Moose bewachsen, und junge Sprößlinge von Gesträuch keimen hie und da aus den Ritzen hervor.

Maulbeerbäume beschatten die grüne Ebene, welche dieß Monument umgiebt, und auch den sonderbaren Berg einschließt, der seinen Nahmen, monte testaccio, von den Scherben führt, durch deren Anhäufung er entstanden, und bis zu einer beträchtlichen Höhe erwachsen ist.

Diese Gegend, welche jetzt still und einsam war, wird im Sommer von den Römern häufig besucht, welche in den kühlen Grotten unter dem monte testaccio Erfrischungen genießen, und auf diesen grünen Ebenen lustwandeln, die daher auch (prati del popolo romano) die Wiesen des römischen Volkes, heißen.

Die alte Stadtmauer, die schwarzgraue Pyramide, und der von Schutt und Scherben aufgehäufte Berg, machen mit der grünen von

Bäumen beschatteten Ebne den reizendsten Kontrast. Die Schönheit der umgebenden Natur scheint hier der düstern Melancholie selber ein Lächeln abzuzwingen; und wenn nun hier zugleich Gesang und Freude herrscht, so kann es nicht leicht einen Platz in der Welt geben, wo die Extremen sonderbarer aneinander grenzen.

Zwei von den Inschriften an den Leichensteinen waren englisch und eine deutsch. Einige kleine Grabhügel waren ohne Leichenstein. Ein mit einer hohen Mauer umgebenes klösterliches Gebäude, war das einzige Haus, was man in dieser Gegend sahe.

Ich konnte mich von diesem Platze, zu welchem mich der Zufall geführt hatte, lange nicht wieder losreißen, und hing mit Wohlgefallen der süßen Schwermuth nach, welche der erste Anblick dieser Gegenstände erweckte, die sich wahrlich nicht leicht an einem Orte der Welt so zusammen finden.

Noch oft wird nun in Zukunft diese Pyramide des Cestius das Ziel meiner Wanderungen seyn, so wie sie es im ganz eigentlichen Sinne für diejenigen unserer Glaubensgenossen ist, die hier ihrer Grabstätte entgegen sehen.

Rom, den 26. Merz.

Ich stand auf dem hohen Janikulus,
Und unter mir rollte der Tiberstrom. —

Sehr überraschend war mir der Anblick als ich neulich bei einem meiner einsamen Spaziergänge zum erstenmale jenseits der Tiber die Anhöhe des Janikulus bestieg, und mich auf einmal vor der Kirche und dem Kloster S. Pietro in montorio auf einem freien Platze befand, wo sich mir über ganz Rom und die umliegende Gegend die schönste Aussicht eröfnete.

Die klösterliche Stille, welche hier herrschte, die nur durch das Geräusch eines Springbrunnens mitten auf diesem Platze unterbrochen wurde; die kleinen Fenster zu den Zellen der Mönche in dem Kloster, mit den Blumentöpfen davor, und dann wieder der ganze Ueberblick der geschäftigen und prachtvollen Welt, die sich hier vor einem ausbreitet; dieß alles versetzt das Gemüth in eine feierliche ernste Stimmung.

Ich trat in die eröfnete Kirche um Raphaels Gemählde, die Verklärung auf Thabor zu sehen. — Der Vorhang wurde aufgezogen, und die Glorie

des Künstlers strahlte mir entgegen. In bewundernswürdig schönen Stellungen auf ihr Antlitz hingesunken, drückten die Anbetenden in dem Bilde selbst die Empfindung des Künstlers aus, womit er sein höchstes Ideal entwarf. — Ich werde dieß Gemählde öfter sehen, und dann sag' ich Ihnen mehr davon. Es war Raphaels letztes Gemählde, und wurde, als der Triumph des Künstlers, bei seinem Leichenbegängniß mit in Prozession getragen.

Von hier stieg ich noch weiter zu der prachtvollen Fontäne aqua paola hinauf, welche mir schon von ferne entgegen rauschte. Drei Wasserströme stürzen sich aus den Arkaden hervor, und ergießen sich in ein Wasserbehältniß, welches den Umfang eines beträchtlichen Teiches hat; fünf und dreißig italiänische Meilen weit wird das Wasser her geleitet.

An diesem rauschenden Wasserfall stand ich mit Entzücken, da in dem Umfange der weiten Gegend sich mein Blick verlohr, und um mich her die Gärten des Janikulus mit ihren hohen Pyramiden und Cypressen, den reizendsten Vordergrund bildeten.

Es war ein herrliches Schauspiel, als ich beim Sonnenuntergang von dieser Anhöhe hinunter

blickte, und sahe die Hügel Roms noch von den letzten Strahlen der Sonne erleuchtet, während daß die dichtbebaute Fläche des Marsfeldes an den Ufern der Tiber, schon im nächtlichen Dunkel lag.

Der Kapitolinische, Aventinische, Palatinische, und Quirinalische Hügel zeichneten sich ganz deutlich wie die lichten Parthien in einem Gemählde mit schattigten Gründen aus.

Unter den Häusern in der Ebne ragte das runde Stuffendach des Pantheons hervor, und erinnerte an die Zeiten, wo dieß Gebäude noch einsam auf dem grünen Marsfelde stand, in welches die Römer, wenn die Centurien sich versammelten, in schimmernder Rüstung bei Sonnenaufgange, von ihren Hügeln hinabstiegen.

In jener dunklen Ebne war es, wo das erste Volk der Erde seine Konsuln, seine Feldherren wählte, und zu den großen Thaten sich vorbereitete, womit es jedes Jahr seiner glänzenden Dauer bezeichnete.

Jener Glanz ist nun in Nacht versunken. — Auch die Hügel sinken in graue Dämmerung hin — und den weiten Gesichtskreis deckt ein trüber Flor.

Rom, den 28. März.

Auf einem Spaziergange nach der Peterskirche und von da nach dem Kolessäum sieht man die Herrlichkeit des alten und des neuen Roms in wenigen Momenten vor sich emporsteigen.

Eine Kuppel in der Größe des Pantheons, mit dem aufgepflanzten Kreuze, steigt dort gen Himmel, und hier ragen die Ruinen des halbzerstörten Amphitheaters empor, das von seiner kolossalischen Größe seinen Nahmen führt, und dennoch von jenem Koloß der modernen Baukunst weit übertroffen wird.

Und auch dieses Amphitheater hat seine Erhaltung nur seiner Weihung zum gottesdienstlichen Gebrauch zu danken, welche das Kreuz auf dem Gipfel desselben andeutet. Auf der Arena, wo die Kampfspiele gehalten wurden, wird hier sonntäglich unter freiem Himmel gepredigt, welches Geschäft gewöhnlich die Kapuzinermönche aus einem benachbarten Kloster auf dem Palatinischen Berge verrichten. Der Prediger steht auf einem Gerüste von Brettern, und das Volk versammlet sich um ihn her.

Dieser Platz hat sonderbare Verwandlungen erlitten; erstlich war es ein Teich in der Mitte der Stadt, um welchen der Kaiser Nero die Häuser wegbrennen ließ, weil er in dieser Gegend gerne Solitudines (Wüsteneien) haben wollte, und ihm also die Häuser im Wege waren.

Vespasian ließ diesen Teich zudämmen, als das jüdische Volk unterjocht war, und aus der Zerstörung der Stadt Jerusalem stieg nun dieses neue Wunder der Welt empor, woran zwölftausend gefangene und in die Sklaverei geführte Juden arbeiten mußten.

Dieß alles wird einem so lebhaft und gegenwärtig, wenn man mit ein paar Schritten von hier nach dem Triumphbogen des Titus geht, wo man in den Basreliefs den Triumph des Titus selber, und unter andern auch den großen goldnen Leuchter mit den sieben Armen aus dem Tempel zu Jerusalem, abgebildet siehet. Jene Geschichten sind durch diese Denkmäler im eigentlichen Sinne verewigt worden: denn es ist einem, als ob der Zwischenraum von Zeit verschwindet, indem man dasjenige wirklich vor Augen sieht, was zu jenen Zeiten mit Kunst und Sorgfalt gebildet wurde.

Bei dem nahen Anblick des Kolossäums oder Kolisäums, wie man hier zu sagen pflegt, fühlet man sich am lebhaftesten in das alte Rom versetzt; denn man sieht hier rund um sich her mehr Ruinen, Triumphbogen, u. s. w. als moderne Gebäude.

Das Amphitheater liegt in der Mitte zwischen dem Palatinischen, Cölischen, und Esquilinischen Hügel. In der Ebene steht der Triumphbogen des Konstantinus; auf dem Palatinischen Hügel ragen die Ruinen von dem Pallaste des Nero, auf dem Esquilinischen die Bäder des Titus empor, und in der Ferne am Fuße des Aventinischen Berges sieht man die ungeheuern Ruinen von den Bädern des Karakalla. — Alles ist hier einsam und öde, und nur hier und da verweilt das Auge auf einer Hütte in einem Weinberge, oder auf einem Kloster mit seinem Thürmchen, zwischen den himmelansteigenden Ruinen.

Das Kolossäum selber bildet mit seinem ungeheuern Umfange in der Luft dennoch einen reizenden Kontur. Auch macht es einen sonderbaren Eindruck, ein Gebäude von solcher Größe zu sehen, welches aus einem bloßen ovalen Umfange ohne Decke besteht.

Die Sitze selber in diesem Amphitheater sind verfallen; demohngeachtet aber kann man bequem bis zu einer beträchtlichen Anhöhe in den Ruinen hinaufsteigen. Bettler und Diebe verkriechen sich jetzt in den ehemaligen Behältnissen der wilden Thiere; und sogar ein Einsiedler hat mitten in dieser verfallenen Steinmasse seine bequeme Wohnung, und ein artiges Stübchen. Wegen des vielen Märtirerbluts was hier vergossen wurde, wird nun selbst die Erde dieses ehemaligen Amphitheaters für heilig gehalten.

Am sonderbarsten nehmen sich vierzehn kleine Kapellen aus, welche unten auf der Arena in der Ründung stehen, und den Weg bezeichnen, den Christus mit dem Kreuze nahm, welcher in vierzehn Stationen oder Ruhepunkte der Andacht abgetheilt wird.

Vom Kolossäum geht man durch den Triumphbogen des Titus, wie durch ein Thor, auf das Campo Vaccino oder alte römische Forum.

Auf diesem einsamen Platze macht eine kleine Allee, welche ohngefehr die alte Via sacra, oder den heiligen Weg bezeichnet, zwischen den Ruinen an beiden Seiten, den reizendsten Prospekt.

An diesem heiligen Wege war bei den alten Römern die Wohnung der Vestalinnen und des Pontifex Maximus. Die Auguren nahmen zu ihren Amtsverrichtungen ihren Weg durch diese Straße, und bei den Triumphen wurde durch dieselbe ein feierlicher Aufzug zum Kapitol gehalten, wodurch sie gleichsam zum heiligen Wege geweihet wurde.

In der Mitte dieses Platzes bezeichnet ein Brunnen den Ort, wo ehemals ein Sumpf oder See war, in welchen Kurtius, nach der Sage der dunklen Vorzeit, zur Rettung Roms sich stürzte, und welcher deswegen der See des Kurtius hieß.

Nahe hiebei am Fuße des Palatinischen Berges, wo zu Evanders Zeiten, vierhundert Jahre vor Roms Erbauung, dem Pan eine Grotte geweiht war, welche Luperkal hieß, ist jetzt eine kleine Kirche Maria der Befreierin (Maria liberatrice) erbaut, weil der Pabst Sylvester, wie die Legende sagt, unter Anrufung der heiligen Maria, mit seinem Petschaft diese Höhle versiegelte, in welcher sich zu seiner Zeit ein fürchterlicher Drache befand.

Gleich anfänglich aber, wenn man durch den Triumphbogen des Titus kömmt, zur rechten

Seite

Seite, machen die Ruinen von dem Friedenstempel des Vespasianus einen majestätischen Anblick. Vespasian erbaute diesen Tempel, nachdem er das sogenannte goldne Haus des Nero, welches vom Palatinischen bis zum Esquilinischen Berge reichte, zerstört hatte. Jetzt stehen von diesem Tempel noch drei in Felder abgetheilte Gewölbe, und eine Säule, welche in ziemlicher Entfernung von hier vor der Kirche St. Maria Maggiore ganz einzeln aufgerichtet ist, und woraus sich allein schon auf die Pracht und Größe dieses Tempels schließen läßt.

Ueber den Wölbungen des Friedenstempels blühet ein lustiger Garten, zu welchem man durch ein Haus hinauf steigt, worin eine Anzahl verwaister Mädchen wollene Zeuge verfertigen, und sich auf die Weise durch ihren Fleiß ernähren.

Die Stadt Rom selbst wurde von ihren alten Bewohnern in dem ganzen Umfange des Begriffs womit man sie sich dachte, wie ein heiliges Wesen verehrt, und ihr war ein kleiner Tempel gebaut, der neben dem Friedenstempel steht, und jetzt, in eine christliche Kirche verwandelt, zwei Heiligen mit Nahmen St. Cosimo und Damiano gewidmet ist.

In diesem Tempel der Roma befand sich in der Mauer auf einer Marmorplatte ein Grundriß des alten Roms, den die Arbeiter bei der Umwandlung der Kirche in Stücken zerschlugen, die man nachher sorgfältig wieder zusammengelesen und zusammengefügt, und bei der inwendigen Treppe, in dem jetzigen Kapitolium oder Kapitolinischen Musäum eingemauert hat.

Neben diesem kleinen Tempel steht ein größrer, von welchem noch zehn Marmorsäulen mit dem Gebälk sich erhalten haben, und welcher dem frommen Kaiser Antonin und seiner Gemahlin Faustina zum dankbaren Andenken gewidmet war.

Ob nun gleich dieser Tempel in eine christliche Kirche verwandelt, und dem heiligen Laurentius geweiht ist, so steht doch noch mit großen leserlichen Buchstaben die alte römische Inschrift auf dem Frieß des Marmorgebälkes:

Divo Antonino et divae Faustinae ex S. C.

Dem unter die Götter versetzten Antonin, und der unter die Götter versetzten Faustina, nach dem Schluß des Senats errichtet.

Die Kirche führt auch die sonderbare Benennung S. Lorenzo in miranda, aus keinem an-

dern Grunde, als weil sie in der Mitte so vieler bewundernswürdigen Monumente des Alterthums lag, wovon ein großer Theil schon verschwunden ist.

Auf diesen Tempel folgt, wenn man nach dem Kapitol zu geht, die alte Kirche St. Adrian, welche auf den Ruinen eines Tempels des Saturnus steht, von dem man die alte Vorderwand der Kirche, die alles Schmucks beraubt ist, noch für ein Ueberbleibsel hält.

Dieser Tempel des Saturnus war einer der ältesten Tempel selbst in dem alten Rom. Hier war eine Bildsäule des Saturnus mit Banden an den Füßen, die in den Saturnalien, während den Tagen der allgemeinen Freiheit, gelöset wurden.

Die Erlösung der Sklaven ist nun auch in den christlichen Zeiten das Geschäft der Priester, welche in diesem Tempel dienen, und deren Orden von diesem frommen Geschäfte seinen Nahmen del riscatto führt. Die Mönche von diesem Orden sammlen nehmlich Beiträge zu der Erlösung der Christensklaven, die in der Türkei gefangen sind. — Eine merkwürdige Reliquie, deren sich diese Kirche rühmt, sind die Gebeine der drei Männer im feurigen Ofen.

Eine große bronzene Thüre, die ehemals an diesem Tempel befindlich war, hat von hier eine Wanderung nach St. Lateran gemacht, wo sie nun den uralten christlichen Tempel schmückt, der sogar vor der Peterskirche sich noch Vorzüge anmaaßt.

In dem alten Tempel des Saturnus wurden am neunzehnten December des Morgens früh eine Menge Wachskerzen angezündet, mit welcher Ceremonie das Fest der Saturnalien deswegen anhub, weil man statt der Menschenopfer, die in den rohen Zeiten, dem seine eignen Kinder verschlingenden Saturnus dargebracht wurden, ihn durch diese Anzündung der Kerzen in seinem Tempel zu versöhnen suchte.

Einen sonderbaren Eindruck machte es auf mich, als ich mit dieser Idee zum erstenmale in die alte Kirche St. Adrian trat, und dieselbe zufälliger Weise, weil gerade das Fest des Heiligen der Kirche gefeiert wurde, mit unzähligen Wachskerzen erleuchtet fand. — Es war mir immer, als ob in der Dämmerung hinter dem Hochaltare noch die Statüe des Saturnus auf ihrem alten Sitze thronte, während daß der wunderbare Wech-

sel der Dinge vor dieser ernsten Göttergestalt vorüberginge.

In der Gegend dieses Tempels stand auch die Meilensäule von vergoldeter Bronze, welche Augustus hier aufstellen ließ, und von der die Meilen aller Hauptstraßen in dem römischen Gebiete gerechnet wurden. Hievon ist jetzt keine Spur mehr vorhanden.

Noch näher nach dem Kapitolium zu, indem man eine Queergasse, die nach dem Forum des Nerva führt, vorbeigeht, ist auf dem Platze, wo ein Tempel des rächenden Mars stand, nunmehro den friedlichen Künsten eine Kirche und ein Haus geweiht.

Die Kirche führt ihren Nahmen von dem heiligen Lukas, der in der Heiligen Legende nicht nur als ein großer Evangelist, sondern auch als ein großer M a h l e r berühmt ist, welcher besonders glücklich im Treffen war, indem er die heilige Jungfrau Maria konterfeite. Diese Portraits von seiner Hand haben sich denn in alle Welt verbreitet, und sind nun lauter Wunderbilder geworden, deren innere Kraft und Wirkung die äußere Schönheit entbehrlich macht.

Dafür ist nun der heilige Lukas auch, statt der Minerva und des Apollo, der Beschützer der Kunst geworden, und das Versammlungshaus der Künstler, neben dieser Kirche, ist unter dem Nahmen der Akademie St. Luka, ihm geweiht.

So schön, wie der heilige Lukas, wenn er auch mahlte, nie gemahlt hat, ist in einem Bilde von Raphael, das diesen Tempel schmückt, der heilige Lukas selbst dargestellt, wie er im Begriff ist, die heilige Jungfrau Maria abzumahlen.

Hier hat also gleichsam die Kunst sich selber zu ihrem eignen Gegenstande gewählt; und dieß Gemählde ist gewiß die schönste Zierde einer Akademie der Mahler, wo der Eifer für die Kunst sich selber an den Begriff des Religiösen knüpft, und wo ihr fast im eigentlichen Sinne ein Tempel errichtet ist; denn die Kirche St. Luka selbst gehört der Akademie der Mahler.

Eine wirklich heilige Reliquie ist der Schädel von Raphael, welcher hier aufbewahrt wird. Wer wird nicht mit Ehrfurcht diese Behausung des göttlichen Genius betrachten, der jene reizenden Schöpfungen auf der Leinwand und auf dem nassen Kalk hervorrief, in welcher die ganze Fülle der Einbildungskraft, die einst in diesem Schädel

wohnte, noch nach Jahrhunderten, mit allem ihrem Zauber auf die Seelen wirkt. — Und diese dürre Knochenschale verbarg jene Welten voll von Kraft und lebendiger Darstellung in ihrem zartesten weichsten Keime.

Heilig ist das Organ, in welchem und durch welches solche Schöpfungen sich bilden konnten! Der Funken der Gottheit selber hat in ihm geglimmt, und ehrwürdig sind seine Ueberreste.

Auch ein Heiliger und Märtyrer der Kunst, mit Nahmen Lazarus, liegt in der Kirche St. Luka begraben. — Ihm wurden die Hände verbrannt, weil er, frommen Eifers voll, Marienbilder mahlte. Zum Denkmal seiner Heiligkeit ist seine Marter hier abgebildet.

Aber auch unheilige neuere Mahler haben in dieser Kirche Monumente, worunter das von Pietro di Kortona das Merkwürdigste ist, welcher die Reichthümer, womit ihn die Kunst beglückte, auch diesem Tempel der Künste dankbar weihte; sein letzter Wille bedachte nehmlich die Kirche St. Luka mit nicht weniger als einer Summe von hundert tausend Thalern.

Dafür prangt auch die Kapelle, welche sein Monument umschließt, mit vierzehn Marmorsäu-

ken aus dem Tempel des Mars, die nicht mehr kriegerische Trophäen tragen, sondern bei ihrer Auferstehung des Künstlers stilles Denkmal schmückten.

Am Fuße des Kapitolinischen Berges liegt das älteste römische Gefängniß, welches vom Könige Tullus Hostilius erbaut, und für die zum Tode verdammten Missethäter bestimmt war. In diesem Gefängniß wurden auf den Befehl des Cicero die vornehmen Römer hingerichtet, welche an der Verschwörung des Katilina Theil genommen, und sich des Hochverraths schuldig gemacht hatten.

Weil aber nachher auch die Apostel Petrus und Paulus in diesem Gefängniß gesessen haben, so ist es nun in eine Kirche verwandelt worden, welche den Nahmen S. Pietro in carcere führt, wo beständig Lampen brennen und fromme Seelen ihr Gebet verrichten. Man sieht in dieser Gruft oder unterirdischen Kapelle noch die Wand des alten Gefängnisses von ungeheuren Quadern, und die Andacht selbst erhielt dieses Denkmal auf die kommenden Zeiten.

Dicht hieneben ist ein Aufgang auf den Kapitolinischen Berg, wo man zur linken Seite noch das alte Fundament von einem Gebäude des Kapitoliums

pitoliums siehet; auf welchem nun das neue Kapi-
tolium, oder der Pallast des jetzigen römischen
Senators erbauet ist.

Wenn man das Kapitolium von hier wieder
hinuntersteigt, so stößt man gerade auf den
Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus,
an welchem man schon die Spuren des Verfalls
der Kunst bemerkt; er hat drei Durchgänge, und
besteht aus weißem Marmor, welcher aber durch
die Länge der Zeit ein schwärzliches Ansehen erhal-
ten hat.

Die Verzierungen an diesem Triumphbogen
haben schon ihre Auswüchse, welche vorzüg-
lich in den Verkröpfungen und überflüssigen Vor-
sprüngen bestehen, die den Eindruck des Gan-
zen viel zu sehr unterbrechen, und dadurch diesem
prachtvollen Werke einen Theil seiner Würde be-
nehmen.

Man darf nur zwischen diesem und dem
Triumphbogen des Titus, zu welchem man hier
mit wenigen Schritten kömmt, eine Vergleichung
anstellen, um den auffallender Unterschied in den
Basreliefs und übrigen Verzierungen zu bemer-
ken, und zu beurtheilen, was für ein Geist in

den Künsten zu den Zeiten des Titus, und zu den Zeiten des Septimius Severus herrschte.

Demohngeachtet hat man bei modernen Gebäuden den Triumphbogen des Septimius Severus häufig zum Muster der Verzierungen genommen; vielleicht gerade deswegen, weil man selbst von der edlen Einfalt der Alten zu weit abgewichen war, um von dem gothischen Geschmack auf einmal wieder zu derselben zurückzukehren.

Jetzt da nun ein solcher Triumphbogen gar keinen Zweck und keine Bestimmung mehr hat, nimmt er sich auf dem freien Platze, von lauter christlichen Kirchen umgeben, sehr sonderbar aus. Er steht ganz isolirt, als ob er nicht zu der neuen Welt gehörte, und nun gleichsam nur der Zeit zum Trotz noch aus dem Schutt, in welchem er halb versunken ist, emporragt.

So stehen auch die drei Säulen vom Tempel des Jupiter Stator, welche sich am Fuße des Palatinischen Berges mit ihrem Gebälke majestätisch gen Himmel erheben, und selbst noch als Ruinen die schönste Zierde des alten römischen Forums sind.

Das zierliche Ebenmaaß und die Schönheit, welche in diesen drei emporstrebenden korinthischen Säulen mit ihrem Gebälke herrscht, übertrift alle

Beschreibung. Sie sind mit das Schönste, was die alte Baukunst aufzuweisen hat, und dienen schon seit langer Zeit den Architekten in Verzierungen dieser Art zum Muster.

An diese drei Säulen knüpft sich die alte Sage von der Rettung Roms, dessen Schicksal bald nach seiner Eroberung schon auf der Spitze stand, und dessen Dauer durch den Muth und die Tapferkeit seines ersten Stifters, auf eben diesem Fleck, von neuem gegründet wurde.

Rom, den 2. April.

Mit meinem Livius in der Hand sitze ich unter den Bäumen der alten Via sacra; und dicht vor mir liegt das enge Thal zwischen dem Kapitolinischen und Palatinischen Berge. — Vor drittehalb tausend Jahren ereignete sich in diesem Thal die Scene, die mein Geschichtschreiber so rührend schildert, daß, bei dem Anblick dieser Gegend, das Auge sich der Thränen kaum enthält.

Hier war es, wo die Sabiner, die den Raub ihrer Töchter ahnden wollten, vom Kapitolium, das sie schon erobert hatten, gerade auf Rom

eindrangen, welches damals nur noch den Palatinischen Hügel einnahm.

In diesem kleinen Thale kam es zu einem blutigen Treffen, wo der römische Feldherr fiel, und die Römer schon nach dem alten Palatinischen Thore zu die Flucht nahmen. — Das Schicksal des damals kaum gegründeten römischen Staates stand in diesem Augenblick auf der Spitze.

Und auf dem Fleck, wo jene drei Säulen stehen, hob Romulus, welcher selbst durch die Fliehenden mit zurückgedrängt wurde, seine Waffen gen Himmel, und gelobte dem Jupiter Stator einen Tempel, wenn er verleihen wollte, daß die fliehenden Römer ständen.

Und als er nun die fliehenden Römer anredete: Jupiter will, daß ihr still stehn, und das Treffen erneuern sollt! so standen die Römer still, und fochten mit erneuertem Muthe.

Als nun das Treffen aufs neue mit verdoppelter Erbitterung anhub, und die Römer schon anfingen, wieder die Oberhand zu behalten, so stürzten sich die mit den Römern vermählten Sabinischen Töchter, um derentwillen dieser Krieg entstanden war, mit zerrissenen Kleidern und zerstreuten Haaren, mitten unter die beiden fechtenden

Heere, und trennten sie voneinander, indem sie auf der einen Seite ihre Väter um Schonung für ihre Männer, und auf der andern ihre Männer um Schonung für ihre Väter anflehten, damit sie durch jene nicht Wittwen, durch diese nicht Waisen würden.

Der außerordentliche Anblick rührte die ganze Menge, man hielt auf einmal mit dem Treffen inne, und es entstand eine tiefe Stille. Nach einigen Augenblicken aber gingen die Anführer zur Versöhnung einander entgegen; es wurde nicht nur Friede geschlossen, sondern die Könige verbanden sich, und aus beiden Staaten ward nun ein einziger gemacht.

Hier, wo jetzt diese Todtenstille herrscht, war also damals das höchste Leben; jenes erste unermüdete Emporarbeiten der Kräfte, woraus der mächtigste Staat auf Erden sich bildete, nach dessen Zerstörung nun schon wieder ein Jahrtausend verflossen ist.

Mag diese älteste Geschichte Roms immerhin nur Volkssage seyn, so ist es doch die schönste Volkssage, die man sich denken kann, durch deren Fortpflanzung von einer Generation zur andern, die Tapferkeit genährt, der Muth gestärkt, der Patriotismus erhöhet wurde.

Livius schrieb die Geschichte der dunklen Vorzeit, und die Zeit, wo Livius schrieb, ist nun für uns schon wieder in das Alterthum gewichen. — Wir frischen das Andenken der Alten von ihren ältesten Geschichten, in unserm Gedächtniß wieder auf, und stellen uns jene längst entschwundenen Scenen, noch einmal wieder als gegenwärtig vor.

Dieser einsame Platz, der mich umgiebt, war oft ein Zeuge großer Ereignisse in dem glänzendsten Zeitpunkte der römischen Herrschaft.

Hier versammelte sich das Volk; dieser Platz war mit den Bildsäulen berühmter Römer umgeben; nicht weit von jenem Brunnen, aus welchem die Kühe getränkt werden, war die Rednerbühne, auf welcher Cicero sich seinen unsterblichen Ruhm erwarb.

Hier war die Kuria Hostilia, wo sich der Senat versammelte, und wo man auch den alten römischen Staatskalender in Marmor eingegraben fand, welcher nun in dem neuen Kapitolium wieder aufgestellt, und bis auf unsere Zeiten fortgesetzt ist.

Dort am Fuße des Palatinischen Berges steht noch der Tempel, der einst dem Romulus geweiht war, und in dessen Nähe man mit frommer Andacht den Fleck zeigte, wo der Feigenbaum stand,

unter welchem Romulus und Remus von der Wölfin gesäuget wurden.

Das alte Rom hatte auch seine geweihten Plätze und seine Heiligen, aber diese Heiligen waren Helden, die nichts weniger als Schmach und Unrecht duldeten, und deren Beispiel ihre Verehrer selbst mit Muth und Tapferkeit erfüllte.

Zu meiner Rechten an dem grünbewachsenen, mit Bäumen bepflanzten Abhange des Kapitolinischen Berges ragen die acht Jonischen Säulen vom Tempel der Konkordia mit ihrem Gebälk empor.

Dieß war eben der Tempel, den Kamillus bei einem furchtbaren Tumult, wo das Schicksal des Staats auf der Spitze stand, und er zum Diktator erwählt war, der Göttin Eintracht gelobte, wenn es ihm gelingen würde, die Gemüther zu versöhnen, und den Tumult zu stillen.

Dieser Tempel diente nachher auch zu den Versammlungen und Berathschlagungen des Senats in den wichtigsten Staatsangelegenheiten. Denn eine Senatsversammlung selber wurde als heilig betrachtet. — Auf dem Gebälke dieses Tempels steht die Inschrift:

„Der Senat und das Volk haben diesen Tempel, „der vom Feuer verzehrt war, wieder hergestellt.“

Nichts ist reizender *) als der Anblick dieser Ruinen, wenn man den Abhang des Kapitolinischen Berges zur linken Seite, zwischen einer Reihe von schattigten Bäumen hinaufgeht, und hinter dem dunklen Grün diesen Tempel der Eintracht hervorschimmern sieht, welcher einst, in dem römischen Senat, die Könige der Erden in sich faßte, in welchem Cicero seine Reden gegen den Katilina hielt, wo das Schicksal von Nationen entschieden wurde, und der jetzt zu der Vormauer eines kleinen Gärtchens dient, den ein Privatmann besitzt, der hinter diesen Ruinen wohnt, und auf die Säulenfüße seine Blumentöpfe hingestellt hat.

Zur Rechten hinter den Bäumen ragt das kleine Thürmchen von dem neuen Kapitolium hervor. — Die Gegend im Vordergrunde ist einsam und ländlich.

*) Siehe das Titelkupfer.

Ende des ersten Theils.

